Dr Weiße

Israelitische Wochenschrift

Nr. 26. | Berlin, 24. Juni 1904. | Jahrgang XIII.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 24. Juni, abends $7\frac{1}{2}$ Uhr.

Samstag, den 25. Juni, in der Alten Synagoge mrgs. $8\frac{1}{2}$ Uhr, in den anderen Synagogen morgens 9 Uhr.

Predigten: Alte Synagoge, vorm. $9\frac{1}{2}$ Uhr, Herr Rabbiner Dr. Eschelbacher. Neue Synagoge, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Stier. Synagoge Lützowstraße, vorm. 10 Uhr, Herr Rabb. Dr. Blumenthal.

Jugendgottesdienst: Synagoge Lützowstraße, nachmittags 4 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Weiße.

Abendgottesdienst 9 Uhr 35 Min.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte und Kaiserstraßen-Synagoge morgens $6\frac{1}{2}$ Uhr, in den anderen Synagogen 7 Uhr. Abends in allen Synagogen 7 Uhr.

Sitzung der Repräsentanten-Versammlung.

Sonntag, den 26. Juni cr., vorm. 11 Uhr, im Sitzungssaale Oranienburgerstraße 30 I.

Jüdische Gemeinde.

In dem Saale des Handwerker-Vereins findet im diesem Jahre Festgottesdienst **nicht** statt.

Dafür wird Gottesdienst veranstaltet:

a) in den Fiebigschen Festsälen (Ackerstr. 6/7),

b) in dem Saale des Hotel de Rome (Unter den Linden 39).

Die vorjährigen Karten für den Handwerker-Verein werden gegen solche für die Fiebigschen Festsäle oder den Saal des Hotel de Rome in der Zeit

17. bis 30. Juni d. Js., vormittags 9—12 Uhr (Sonntags 8—10 Uhr)

umgetauscht.

Berlin, im Juni 1904.

Der Vorstand der jüdischen Gemeinde.

Israel. Synagogen-Gemeinde

Adass Jisroel.

Die Vermietung der Plätze unserer

Neuen Synagoge

Artilleriestr. 32

erfolgt von **Sonntag, 3. Juli ab** in den Stunden 10—12 vorm. und 4—6 nachm. in unserem Bureau **Gipsstr. 12 a.**

Der Vorstand.

Israelitische Wochenschrift

Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Judentums.

Nebst dem Beiblatt: Jüdisches Litteraturblatt.

Verantw. Redakt.: M. H. Klausner, Berlin W., Tauenzienstr. 19a. Telephon: Amt IX, Nr. 5567.

Verlag: Arthur Scholem Berlin C., Roßstraße 3. Telephon: Amt 1, Nr. 5729. Post-Zeitungsliste Nr. 3934.

Bezugspreis vierteljährlich: Deutschland u. Oesterreich-Ungarn 3,00 Mk alle anderen Länder 3,50 Mk.

Nr. 26. Berlin, 24. Juni 1904. Jahrgang XIII.

Erscheint an jedem Freitag, das jüdische Litteraturblatt monatlich zweimal. Zu beziehen durch die Post oder unsere Expedition: Berlin C. 19, Roß-Straße 3.

Wir bitten die geehrten

Post-Abonnenten

das Abonnement auf das **III. Quartal** bei ihrem Postamt gefl. **sofort** zu erneuern. Die Abonnenten, die die Zeitschrift **direkt** beziehen, erhalten sie fortlaufend zugesandt; Abbestellungen können nur **vor Beginn** des neuen Quartals berücksichtigt werden.

Berlin, Ende Juni 1904.

Verlag der Israelitischen Wochenschrift.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen erbitte ich an die Adresse: Berlin W., Tauenzienstr. 19a. M. A. Klausner.

Inhalt.

Verstand und Gefühl in der Religion.

Von Rabbiner Dr. **B. Seligkowitz**-Köthen.

Wir Menschen sind nicht bloß körperlich, sondern auch seelisch Doppelwesen. Wie jeder Mensch eigentlich aus zwei Hälften zusammengesetzt ist, wie er eine rechte und eine linke Gehirnhemisphäre sein eigen nennt und die wichtigsten Organe, wie Hände und Füße, Augen und Ohren usw., doppelt besitzt, so wohnen auch zwei Seelen in seiner Brust. Damit soll keineswegs auf das fragwürdige psychologische Problem des sogenannten „Doppel-Ich" angespielt werden, sondern nur die Tatsache hervorgehoben werden, daß Vernunft und Gefühl jene Doppelseelen sind, die seit Anbeginn der Menschheitsgeschichte um den Vorrang streiten. Wie bei einzelnen Menschen, so ist bei ganzen Geschlechtern bald die Vernunft, bald das Gefühl im Uebergewicht.

Was uns die Märchen von gutem und bösem Geist, von Engel und Teufel, von Licht und Finsternis usw. als Weltprinzipien zuraunen, das alles wohnt in unserer eigenen Brust. Die eine Seele, Vernunft, strebt unablässig aufwärts zum Licht, die andere, das Gefühl, ebenfalls unablässig abwärts zum Halbdunkel. Die eine lebt in der Welt der logischen oder historischen Beweisführung, die andere im traumhaften Zwielicht des dämmernden Ahnens. So gibt es nun logisch gerichtete Naturen, die sich nur in der Welt des streng exakten Beweises heimisch fühlen, und mystisch gestimmte, die nicht überzeugt, sondern überredet, nicht belehrt, sondern erbaut sein wollen. Und so ganze Generationen. Das schließt natürlich nicht aus, daß diese gegensätzlichen Stimmungen im gleichen Individuum platzgreifen können.

Denn in jedem Menschen ist ein metaphysisches Bedürfnis rege; jeder will über das Vorzeitliche und Nachzeitliche möglichst viel erfahren. Diesem metaphysischen Bedürfnis entspringen die Philosophie und die Religion. Beide sollen alle jene Fragen beantworten, die der menschliche Geist in drei Probleme untergebracht hat: Gott, Seele, Welt. Wären diese Fragen minder wichtig, als sie es sind, so hätten die Menschen sie als schätzbares Material für eine zukünftige Zeit der Forschung bei Seite geschoben, wie z. B. die Frage nach der Bewohnbarkeit des Mondes bis jetzt noch kein Kopfzerbrechen gemacht hat.

Es ist aber für den Menschen von scheinbar höchstem Interesse, zu wissen, was mit ihm nach seinem Tode geschehen wird; ganz anders würde er, wie er meint, sein Leben einrichten, wenn er mit dem Tode gänzlich aufhörte, ganz anders dagegen, wenn diese Welt nur eine Vorhalle zu jener ist; daher die Kraft des metaphysischen Bedürfnisses, das nach Stillung sucht. Man muß eine Antwort auf diese Frage erhalten, sei sie theoretisch noch so unhaltbar, — das praktische Bedürfnis ist taub den theoretischen Bedenken gegenüber.

Und weil dieses metaphysische Bedürfnis das größte ist, wird es auch am leichtesten gestillt, denn, wenn der Durst sehr groß ist, trinkt man jedes Wasser. Fast jedes philosophische System ist eine Zeitlang geeignet, das metaphysische Bedürfnis zu stillen. Denn zeigt sich ein philosophisches System infolge neuer Anschauungen unhaltbar, entsteht gleich darauf ein anderes. Kant beweist die Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft, die drei Probleme zu lösen; seine Nachfolger geben nichtsdestoweniger eine Lösung. Aber diese neuen Systeme beherrschen nicht lange den Gedankenkreis; die Anschauungen erweitern sich, die Systeme stürzen zusammen, es müssen neue an deren Stelle treten.

Nichts überwältigt daher so leicht wie das Geheimnisvolle; darum ist auch nichts so ansteckend, wie der Mystizismus. Die sich wie auf Kommando wiederholenden Geistererscheinungen, die Furcht vor Gespenstern in unserer Zeit der Spiritismus, was sind sie anders als eine Epidemie, die die Köpfe der erlösungsbedürftigen Menschen erfaßt, die sich nach Erlösung ringenden in einen Taumel stürzen, wo die Vernunft gebändigt liegt, die Phantasie zügellos ihr Spiel treibt und Halluzinationen erzeugt.

Die Vernunft bedarf einer strengen Zucht, um nie zu erliegen, und gerade die Zucht und Uebung fehlt der großen Menge gänzlich. Nach dem Ungewöhnlichen, dem Geheimnisvollen hascht sie, wie das Kind nach verbotenen Früchten. Die Welt der Wirklichkeit und der Erfahrungen, so dürr, so alltäglich, kann nie den Zauber hervorbringen, den die Sehnsucht nach Höherm, nach Besserm und Glückseligem in das Uebernatürliche verlegt. Der Mensch will mehr vermögen, und er wirft sich dem Geheimnisvollen in die Arme, der ihm die Wirkung des Wunderbaren verheißt. Je unklarer das Band von Ursache und Wirkung, von Grund und Folge ist, desto größeres Verlangen danach wird ihn beherrschen; das ist ihm die höhere Offenbarung, die übernatürliche Welt. Der Mystizismus hat noch immer die meisten Anhänger gefunden in jeder Religion, ohne Unterschied.

Es ist ein unschätzbarer Vorzug der israelitischen Religion, daß sie den einheitlichen Geist beansprucht und erfaßt, daß sie ihren Erweis und ihre Wirksamkeit in der Harmonie des Verstands und des Herzens, des Denkens und des Fühlens findet, daß sie die Phantasie nur so weit wirken läßt, wie es mit der Erkenntnis übereinstimmt. Nicht Andachtserweckung und künstliche Erregung religiöser Stimmung, sogenannter Erbauung, war und ist Zweck des jüdischen Gottesdienstes, sondern Belehrung, Verlebendigung der zugleich religiösen und sittlichen Wahrheiten, daß sie jedem einzelnen zu jeder Zeit gegenwärtig bleiben könnten. Besonnene Belehrung, Erweckung des logischen Elements, Erfassung der Lehrwahrheiten mit dem Verstand ist eben für das Judentum typisch. Dagegen ist Gefühlsüberreizung, phantastische Schwärmerei für das Religiöse, die so oft in Andächtelei ausartet, durchaus unjüdisch. Die ewigen Muster für religiöse Erweckung, die Propheten, haben mit Logik operiert, vermöge des Verstands auf das Gemüt gewirkt. Und weil dem so ist, deshalb ist auch jene Institution, die der Förderung und Vorbereitung der Kenntnis der Religion gewidmet ist, so alt wie das Judentum selbst. Unter allen religiösen Anstalten und humanitären Institutionen, die die edlen Zwecke verfolgen, das geistige und leibliche Wohl und Heil der Menschen zu fördern, gebührt nach der Anschauung unserer Weisen der Stätte der Lehre der erste Preis. Kanzel und Katheder überragen im Judentum seit je her alle anderen Anstalten, weil durch das Lernen und Forschen, durch die Kenntnis der Religion das Herz der Jugend wie der Erwachsenen veredelt, das Gemüt angeregt und für das Große und Erhabene empfänglich gemacht wird. Die Phantasie ist die Mutter des Aberglaubens. Sie ist es, die den Menschen in den Begriffen der Vernunft und in den Empfindungen seines Herzens keine Befriedigung finden läßt, die ihn in ein schrankenloses, übersinnliches Reich hineintreibt. Die Phantasie bevölkert den unermeßlichen Raum zwischen Mensch und Gott mit den mannigfaltigsten Wesen, Geistern und Engeln. Die Phantasie knüpft immer wieder geheime Beziehungen zwischen den Menschen und dieser Geisterwelt an und sucht sie, in wahrnehmbaren Mitteln und Operationen verwirklicht, faßbar zu zeigen. Die Phantasie nun gibt deshalb alle wichtigen Momente des menschlichen Lebens mit abergläubischen Vorstellungen und Zeremonien, teils, um günstige Erfolge zu erzielen, teils, um schädliche Einflüsse zu beseitigen. Wo daher die Phantasie in einer Religion oder in einer ihrer Phasen die Oberherrschaft erlangt, und eine fast ungezügelte Wirksamkeit übt, da gerät diese Religion in die äußersten Abwege. Daher tritt das Judentum dem alleinigen Walten der Phantasie von Beginn an in entschiedenster Weise entgegen. Die Religion ruft dem Israeliten immer wieder in Erinnerung: „Du hast keine Gestalt gesehen an dem Tage, da dir das ewige Wort der Lehre und des Gesetzes verkündet wurde."

Im Judentum herrschte stets eine lebendige Regsamkeit; eine unaufhörliche Geistesfriktion gab dem Studium immer neue Nahrung. Und überschaut man das Ganze des Judentums und seinen Entwicklungsgang, so wiegt neben dem tiefsten innigsten Glauben eine scharfe Verstandsrichtung vor, das Judentum vor dem Einherschreiten auf den Stelzen einer Ekstase bewahrend. Da das Judentum keine Geheimnisse hatte, so war der Zutritt zum Studium von selbst jedermann geöffnet, bedurfte es nicht einer besonderen Weihe, um die heiligen Vorhöfe zu betreten.

So bildet das vernunftgemäße Denken ein so starkes Element des Judentums und es ist der Schöpfer eines so energischen Bewußtseins, daß wir seine Wiederkehr in das Judentum nicht hoch genug anzuschlagen und fest genug zu halten haben. Nur die tiefe Ueberzeugung und die aus ihr fließende Gesinnungstüchtigkeit schafft eine wahre und dauernde Begeisterung für das Judentum. Die bloße Gefühlsseligkeit und das ungebundene Spiel der Phantasie führen zu allen möglichen Auswüchsen und Verirrungen des Geistes.

Biblische Einflüsse auf die Alexandersage.

Neuere Untersuchungen haben es zur Gewißheit erhoben, daß dem Kreis der Alexandersagen eine einheitliche Tendenz zu Grunde liegt. Es war die Sehnsucht des Morgenlandes nach einem Erlöserkönig, es war der Gruß der alten Völker des Ostens an den Völkermessias, den sie erwarteten. Nicht zum wenigsten waren es spezifisch jüdische Vorstellungen, die zur Vervollständigung des mythologischen Bildes mitgewirkt haben.

Dies im Zusammenhang zu verfolgen, müßte zum Gegenstand einer größeren Arbeit gemacht werden. Im folgenden sollen nur einige Beispiele biblischen Einflusses auf die Ausgestaltung der Alexanderlegenden aufgezeigt werden, nachdem Wünsche und Mücke in lehrreichen Monographien neues Licht über die Entstehung dieser Mythengruppe verbreitet haben.

So erinnert die Sage, die Alexanders Weisheit durch die Königin des Ostens auf die Probe gestellt werden läßt, an die Erzählung 1. Könige 10 vom Besuch der Königin von Saba bei Salomo und ihrer Prüfung des Königs durch Rätselfragen. Diese Rätsel sind in der Bibel nicht mitgeteilt, aber die spätere jüdische Volkssage hat das dankbare Thema weiter ausgesponnen. Einen literarischen Niederschlag dieser Legendendichtung haben wir in dem Wilkisroman des Koran, wo sich bekanntlich viel jüdisches Sagengut findet.

Noch deutlicher zeigt folgendes Motiv biblischen Einfluß. Semiramis wird vom König ihrem Mann abgejagt, dieser wird getötet, während die Frau den Thronerben gebiert. Es ist die Geschichte von David und Batseba, der Mutter des Salomo, die hier nachwirkt. Bei Ktesias merkt man noch, wie schwierig es den Legendenmachern wurde, den Tod des Gatten zu motivieren, nachdem man vom Uriasbrief, den die biblische Vorlage bot, aus irgendwelchen Gründen abzugehen sich genötigt sah.

Delitzsch und seine näheren Fachgenossen leben der Hoffnung, den Stoff der Batsebageschichte noch eines Tages auf den Keilinschrifttafeln zu finden, um den kuriosen Einfall Mückes zu beweisen, Batseba mit der babylonischen Göttin Istar zu identifizieren, die ihren Männern Tod bringt. Freilich, wenigstens in bezug auf David hat die Batseba sich nicht als todbringend erwiesen, und so schwindet die ersehnte Analogie ganz dahin. Mit nicht kräftigeren Beweisen hat Gunkel in seinem „Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit" dargetan, daß die biblischen Autoren mit direkter literarischer Benutzung babylonischer Vorlagen gearbeitet haben. Im Stil dieser modernen Identifizierungssehnsucht ließe sich die Tochter der Semiramis, Sosane, mit der biblisch-apokryphischen Susanna, der keuschen, zusammenstellen, wie es von Mücke tatsächlich geschieht, in dem die hebräische Namensform „Lilie שׁושׁנה" als Volksetymologie abgetan wird.

Noch ein fernerer Zug aus der Lebensgeschichte Davids scheint auf Alexander übertragen worden zu sein: Auf dem Wüstenmarsch durch Gedrosien schüttet Alexander den von einigen Soldaten zur Zeit furchtbarsten Wassermangels gebrachten Trunk aus, um vor seinem Heer nichts vorauszuhaben, ganz so wie David im Philisterkampf das ihm von seinen Kriegern überbrachte Wasser ausgießt, um es dem Ewigen zu weihen.

Zwölf Altäre läßt Alexander am Ufer des Hyphasis errichten, wie die Gedenksteine, die von den Kindern Israel am Jordanfluß aufgeschichtet wurden. Gunkel sieht auch hierin babylonischen Einfluß, es seien die zwölf Tierbilder, die Bel nach der Scheidung des Wassers vom Trockenen eingesetzt habe.

Der hellenisierte Orient hat Gefallen gefunden, den Zug Alexanders immer phantastischer auszuschmücken und auf ihn alle möglichen Sagen und Legenden zu übertragen. Es war eben die Gestalt, die am meisten das Gemüt der alten Kulturmenschheit erschüttert hatte. Da nun die Juden in der hellenistischen Welt keine geringe Rolle gespielt haben, so ist es keineswegs unwahrscheinlich, jüdische Einflüsse bei der Sagenbildung über den Alexanderzug anzunehmen. Sorgfältige Studien in Lucians und Ktesias' Berichten werden noch manchen Beitrag zu dieser Behauptung liefern. In der späteren heidnisch-hellenistischen Literatur finde ich jüdische Einwirkungen, wo man sie kaum vermutet, so bei Dion aus Prusa, der jahrelang ein unstätes Wanderleben geführt hat, im schäbigen Mantel Sittenpredigten hielt und voll Freimut die Schäden der Gesellschaft geißelte, und den unter der glänzenden Außenseite verborgenen Verfall erkannte. Die Erlebnisse jenes Flüchtlingslebens hat er in einer Erzählung voller Romantik niedergelegt. So huldigt er dem jüdischen Verbot des Rasierens, er nennt diese Sitte des Bartabnehmens, die von Alexander bis Hadrian galt, eine naturwidrige Verstümmelung. Dr. B.

Amerikanische Antisemiten-Schmerzen.

Von Zeit zu Zeit läßt sich die „Kreuzzeitung" aus Newyork Briefe schicken, in denen Amerika gegenüber ungefähr der Ton angeschlagen wird, der der sogenannten Jingo-Presse Amerikas Deutschland gegenüber geläufig ist. Präsident Roosevelt kommt darin regelmäßig schlecht fort, ebenso die Juden, denen unbedingt ein beträchtlicher Teil des Briefes gewidmet wird. Das ist nicht gefährlich, ganz und gar nicht, unter Umständen sogar ganz lehrreich. Die neueste Newyorker Briefoffenbarung der „Kreuzzeitung" scheint uns in dem Teil, der von den Juden handelt, der Wiedergabe wert. Wir lassen ihn hier folgen:

„Tag für Tag füllen die deutschamerikanischen Blätter ihre Spalten mit den heftigsten Angriffen wider die Einwanderungsbehörden, deren „Roheit" und „Grausamkeit" in der Behandlung armer oder kränklicher Einwanderer sie im übelsten Licht schildern. Von den Anklagen ist sicher vieles wahr, ohne daß man deshalb die Beamten gerade für abgefeimte Hallunken zu halten braucht. Der Präsident pflegt diese Beamten mit Vorliebe den Gewerkschaftsführern der Arbeiter zu entnehmen. Daß die Arbeiter die ganze Einwanderung tötlich hassen, bedarf keines Beweises. Der bessere amerikanische Arbeiter ist an einen Tageslohn von zwanzig Mark gewöhnt und will als „Gentleman" leben; kein Wunder also, daß er die europäischen „Lohndrücker" verachtet, besonders die Italiener und die Slawen, die ihre Arbeitsleistung für drei Mark täglich und darunter verkaufen. Das Jahr 1904 ist ein Präsidentenjahr, heuer werden also in Rücksicht auf das „Arbeitervotum" die Einwanderungsbeschränkungen besonders rigoros sein. Im nächsten Jahr läßt man die Zügel dann lockerer, aber wenn man jetzt alle Einwanderer hineinließe, würden die meisten Arbeiter nicht für Roosevelt stimmen.

Die Einwanderungsfrage gilt hier als die wichtigste aller politischen Fragen. Prinzipiell ist jedermann für die „offene Tür", aber praktisch strebt man nach den „reaktionärsten" und strengsten Einschränkungen, um die Konkurrenten auszuschließen. In diesem Fall sind die wahren Vertreter der „Freiheit" unter den Großkapitalisten und Großindustriellen zu suchen. Nur sie zeigen sich ganz weitherzig, indem sie jedermann zulassen wollen; leider aber nicht aus Edelmut und wahrem „Egalitätssinn", sondern aus Eigennutz, denn die Einwanderung schafft ihnen „billige Hände". Am „reaktionärsten" (wie der deutsche Liberale sich ausdrückt) zeigt sich der Arbeiter. Von den politischen Parteien sind die Demokraten für freie Einwanderung, die Republikaner für Einschränkung, aber auch diese Stellungnahme macht die Demokraten nicht sehr beliebt, besonders nicht bei den Arbeitern. Man sollte annehmen, daß wenigstens die Eingewanderten sich der Demokratie dankbar erweisen würden, indem sie sie unterstützten; aber in diesem Fall zeigt sich so recht der menschliche Egoismus. Gerade viele Eingewanderte

sind nämlich selbst für Einwanderungsbeschränkungen, denn sie denken ihren Zweck erreicht zu haben, wenn sie erst selber im Lande sind, und dann kann ihretwegen die Tür zufallen.

Neuerdings hat sich auch der „Nationalkonvent" einer hier immer einflußreicher werdenden Einwanderungsklasse mit dieser Frage beschäftigt, nämlich der „Nationalkonvent der jüdischen Wohltätigkeitsorganisationen Amerikas". Diese „Hebrew Charities" haben ein eigenes großes Gebäude an der Ecke der 2. Avenue und der 21. Straße und sind so einflußreich, daß sie sogar schon als ganz erheblicher politischer Faktor betrachtet werden können. Die Matadore des Nationalkonvents tragen fast ausnahmslos deutsche Namen, nämlich Wolf, Mack, Ginsberg, Straus, Wirth, Rosenbaum, Löwenstein, Leucht, Holländer usw., wobei besonders bemerkenswert ist, daß nur ganz wenige aus dem deutschen Reich gekommen sind, sondern fast alle aus Rußland und Oesterreich-Ungarn. Wegen ihrer deutschen Namen und des deutschen Jargons, den sie sprechen, werden sie aber von den unwissenden Yankees als „Deutsche" betrachtet.

Der Hauptredner Wolf aus Washington geißelte die in Amerika auftretende Bewegung gegen jüdische Einwanderung, die aus dem bösen, reaktionären Europa an die Gestade dieser freien Republik importiert sei. Das ist schon nicht ganz logisch, denn wenn die Europäer Antisemiten sind, werden sie doch über den Abzug der Juden nach Amerika nicht weinen. Dann aber führte Herr Wolf diese Bewegung in kluger Benutzung des Umstandes, daß in allen amerikanischen Herzen kein Grundsatz so fest eingegraben ist, wie der absoluter religiöser Duldsamkeit, auf „konfessionelle Intoleranz" zurück. Daß die Juden eine besondere Nation bilden, erwähnte er garnicht. Der Jude, erklärte Herr Wolf mit denkbar stärkster Betonung, verlange hier wie jeder andere amerikanische Bürger, daß in der nationalen Politik nur nationale Fragen in Erwägung gezogen würden. In keiner Weise könnten die religiösen Ueberzeugungen Eingewanderter als politische Angelegenheiten gelten. Alles kreischte lauten Beifall, und doch stellt diese Darlegung die wahre Sachlage geradezu auf den Kopf. Die Amerikaner haben eine so hohe Achtung vor jeder religiösen Ueberzeugung, daß sie selbst Leuten, die im Namen der Religion die wahnsinnigsten und widerwärtigsten Dinge lehren, kein Haar krümmen, so lange sie bei der bloßen Theorie bleiben und sich nicht etwa zu Verbrechen fortreißen lassen. In einem Hospital zu Elgin in Illinois starb dieser Tage eine Miß Reuße; sie gehörte zu der neuen Sekte der Sonnenanbeter, die ihren Anhängern ein 41 tägiges Fasten verbunden mit allerhand Torturen durch Nadelstiche und Eingeben von Lotusöl vorschreibt. Die Miß war an diesem Kultus zu Grunde gegangen, trotzdem macht niemand Front gegen die Sonnenanbeter, weil es ja der freie Wille jedes Menschen ist, sich solchen Torturen zu unterwerfen. Und so ist es auch eine ungeheure Entstellung, die Bewegung gegen die jüdische Einwanderung auf religiöse Gründe zurückzuführen; es sind lediglich die persönlichen Eigenschaften der fast ausschließlich aus Osteuropa einwandernden Juden, die den Amerikanern nicht passen. Diese arbeitsscheuen, schmutzigen und betrügerischen Leute werden als „unerwünscht" betrachtet, weil man in ihnen Parasiten des Volkskörpers erblickt, und dazu kommt noch der Umstand, daß sie sich in so ungeheurer Zahl gerade in Newyork angesammelt haben.

Diese letztere Unzuträglichkeit sah übrigens auch der Nationalkonvent der „Hebrew Charities" ein, und er hat deshalb ein „Removal Office" gegründet, das den Zweck verfolgt, die Einwanderer aus dem von Juden überfüllten Newyork fortzuschaffen und in allen Großstädten der Union jüdische Zentren zu gründen. Teilweise ist das schon mit Erfolg geschehen. So berichtet Herr Straus aus New-Orleans, daß alle dorthin dirigierten Juden gut fortkämen; erst kürzlich habe das Newyorker Bureau 200 jüdische Familien geradewegs nach New-Orleans geschickt, und von allen stehe keine einzige mehr auf der Armenliste. Aehnliche Berichte gingen aus vielen anderen Städten ein, aber trotzdem dauert die Ueberflutung der „Metropole" durch jüdischen Zuzug fort. Mit Respekt kann man übrigens die Geldsummen betrachten, die die Juden für diesen Zweck aufbringen. Selbst kleine Gemeinden zahlen 1000 Dollar pro Jahr für die Unterstützung ankommender jüdischer Einwanderer. In Newyork hat man sogar zur kostenfreien Ausbildung jüdischer Jünglinge eine eigene technische Hochschule, das „Hebrew Technical Institute" gegründet. Darin beschämen die Juden die Christen, denn einwandernde Christen erhalten hier natürlich garnichts, als höchstens gute Ratschläge, die sie selten befolgen. Charakteristisch für den osteuropäischen Charakter der amerikanischen Judenschaft ist aber, daß viele Gemeinden auf dem Nationalkonvent durch den Mund ihrer Delegierten sich nur bereit erklärten, „orthodoxe Glaubensgenossen", nicht aber Reformjuden zu unterstützen."

Es macht sich sehr hübsch, daß der Kreuzzeitungs-Korrespondent über die „unwissenden Yankees" spottet, weil sie die aus Rußland und Oesterreich-Ungarn stammenden Juden um ihrer deutschen Namen und ihres deutschen Jargons willen für Deutsche ansehen. Dem klugen Herrn fällt nicht einmal die Frage ein, wie diese russischen und österreichisch-ungarischen Juden wohl zu ihrem deutschen Namen und zu ihrem deutschen Jargon gekommen sein mögen.

Verband der Rabbiner Oberschlesiens.

Am 2. Juni fand in Zabrze die Tagung des oberschlesischen Rabbinerverbands statt. Der Vorsitzende, Rabbiner Dr. Cohn-Kattowitz, eröffnet die Sitzung und begrüßt die fast vollzählig erschienenen Kollegen. Anwesend waren die Kollegen: Cohn-Kattowitz, Münz-Gleiwitz, Kopfstein-Beuthen, Kaatz-Zabrze, Rau-Pleß, Baeck-Oppeln, Norden-Myslowitz, Emmerich-Tarnowitz, Dienemann-Ratibor, Ellguther-Neiße, Braunschweiger-Kattowitz und Galliner-Beuthen. — Der Vorsitzende teilt mit, daß die diesseitige Kommission zur Teilnahme an der Beratung der Frage betr. Wanderprediger vom oberschlesischen Gemeindebund noch nicht einberufen sei. Ferner wird davon Kenntnis gegeben, daß das in der letzten Sitzung beschlossene Schreiben an den Zentralausschuß des allgemeinen Rabbinerverbands abgesandt wurde und daß infolgedessen der Antrag Kopfstein auf Bildung von Bezirksrabbinaten auf die Tagesordnung der am 7. Juni in Berlin stattfindenden Sitzung des Zentralausschusses gesetzt sei. Kollege Kopfstein wird zur Vertretung seines Antrages nach Berlin reisen; als Delegierter des oberschlesischen Rabbiner-Verbandes soll Kollege Münz an der Sitzung teilnehmen. Die Kollegen Norden und Emmrich erstatteten hierauf Bericht über den Entwurf eines Minimallehrplanes für jüdische Religionsschulen. Nach anregender Diskussion wird beschlossen, den vorgelegten Entwurf zu vervielfältigen und ihn jedem Kollegen zukommen zu lassen. Ebenso sollen Merktafeln für den Religionsunterricht den einzelnen Kollegen zugesandt und über das also geklärte Material in nächster Sitzung Beschluß gefaßt werden.

Kollege Emmrich macht noch den Vorschlag, zur Ergänzung des Religionsunterrichts eine Wanderbibliothek anzulegen.

Alsdann referiert Kollege Kopfstein über das Thema: „Sollen die Schriften der jüdischen Religionsphilosophie Gegenstand des Unterrichts in den obersten Klassen der höheren Schulen bilden, bezw. welche Schriften sollen gelesen werden?" Als Ergebnis der eingehenden Diskussion, in der auch auf die Schriften: Lusari, Chauwos ha-lewowos, Emmunos we-Deaus, Phaedon von Mendelssohn, Ethik von Lazarus, Wesen des Judentums von Güdemann u. a. hingewiesen wird, gelangt die von Kollegen Cohn festgestellte Resolution zur Annahme: „Die Versammlung ist übereinstimmend der Ansicht, daß es dringend notwendig erscheint, in den obersten Klassen der höheren Lehranstalten religiöse Zeitfragen mit den Schülern zu besprechen, um sie vor Irrtümern zu behüten. Ganz besonders ist auf die Apologetik des Judentums Rücksicht zu nehmen. Insoweit hierzu Auszüge aus religionsphilosophischen Schriften geeignet erscheinen, sind solche zu verwerten. Vor allem aber müssen die Schüler eingehend mit dem Wesen des Judentums vertraut gemacht werden".

Hierauf spricht Kollege Münz über die Frage: „Was soll durch den Rabbiner geschehen, um der durch das überhandnehmende Vereinswesen drohenden Abstumpfung und Zersplitterung der Kräfte innerhalb der jüdischen Gemeinden entgegenzuarbeiten?" Der Referent führt aus, daß die Tätigkeit des Rabbiners eine regulierende sein müsse und daß es seine Aufgabe sei, in der Gemeinde ein gewisses Gleichgewicht zwischen den verschiedenartigen Vereinsbestrebungen festzustellen.

Nach Erledigung einiger interner Angelegenheiten und einem ausführlichen Referat des Kollegen Kaatz über die Schrift Naumanns „Briefe über Religion" folgen nunmehr zum Schluß die eingehenden Darlegungen des Kollegen Kopfstein über die neugeschaffene Gesamtorganisation der deutschen Juden und die Stellungnahme des deutschen Rabbinerverbands zu ihm.

Menschen-Liebe — Menschen-Hass.

Modernes aus dem Buch „Esther".

Um keine Schrift des hebräischen Kanons haben sich je so viele Streitigkeiten abgespielt, wie um das Buch „Esther". Abgesehen davon, daß man vielfach die Echtheit und Originalität des Werkchens anzweifelte, daß man es für eine hellenistische Streitschrift hielt, oder gar seine Handlung in die Römerzeit verlegen wollte; abgesehen von diesen rein wissenschaftlichen Kämpfen entspann sich um das harmlose Buch auch ein kirchlicher Streit, indem viele Fromme die jeder handhaften religiösen Tendenz bare Erzählung von der Errettung des Volkes Israel nicht für würdig fanden, zu den heiligen Schriften gezählt zu werden. Ein Buch, in dem der Name Gottes nicht ein einziges Mal genannt, in dem Gottes Macht und Größe nicht auch in Worten gepriesen wurde, sollte ein heiliges sein?

Und doch ist von den hagiographischen Schriften des Alten Testaments keine dem jüdischen Herzen so zusprechend, keine dem Grundcharakter echten Judentums so nah verwandt, wie eben das Buch „Esther".

Keine Geschichte ist je so leichtverständlich geschrieben worden, keine so schlicht und einfach erzählt, wie die Geschichte Esthers und Mordechais, keine Schrift zeichnet mit so knappen Worten so scharf und deutlich die Charakter-Eigenschaften ihrer Helden, sodaß man beinahe vermuten könnte, der Schlichtheit und leichten Verständlichkeit verdanke die Megillah ihre besondere Beliebtheit. Oder vielleicht auch schon dem bloßen Umstand, daß man an einem Gut, für das heiß gekämpft wurde, mehr hängt, als an Schätzen, die einem das Glück in den Schoß geworfen hat, daß man ein Kind, das schwerer Gefahr entronnen, noch mehr liebt, als wenn es stets in sichrer Hut unter wachsamen Augen gestanden hat. Ich glaube, der wahre Grund ist tiefer zu suchen.

Beim Durchlesen des Buches „Esther" entrollt sich vor unsren Augen ein Bild von außerordentlicher Mannigfaltigkeit und Farben-Schönheit; ein Bild, das uns trotz seines verhältnismäßig kleinen Umfangs nicht nur die handelnden Personen in allen ihren Charakterzügen vor Augen führt, sondern uns auch einen Einblick gewährt in die traurigen Verhältnisse, in denen unsre Vorfahren so oft und so lange leben mußten. Und jenes verhängnisvolle Schicksal, das über Israel hereinzubrechen drohte, jene Mißachtung und Zurücksetzung der Juden, jene drückende Herrschaft des Hasses und der Verleumdung, jene Einschränkung des freien Denkens und Handelns, ist nicht das alles ein treues, allzu treues Bild heutiger Zeitverhältnisse; spiegelt sich nicht in unsrem modernen Leben jene Zeit allzuoft mit klarer Deutlichkeit wieder? Solche Hamans, solche falschzüngige Fürstendiener gibt es auch heute noch in Menge; aber ebensowenig fehlt es an Säulen, wie Esther und Mordechai. Esther und Mordechai sind Typen jüdischer Charaktere, und die Geschichte des Buches „Esther" ist im kleinen die Geschichte des heutigen Bürgertums in Israel. daß sie Hunderte von Jahren alt geworden ist, ohne zu altern, das ist der große Vorzug, der uns die Megillah „Esther" wert hält und lieb macht.

Daß das Buch „Esther" uns nicht eine bloße Erzählung bietet, daß es uns nicht nur mit geschichtlichen Tatsachen aufwartet, die bunt beleuchtet werden, sondern daß es auch bei Befolgung seines lehrenden Zweckes sein Ziel erreicht, indem es den schönen Beweis beibringt, daß Menschenliebe immer über Menschenhaß, Tugend über Laster siegen muß, — das wird jeder unschwer erkennen, der das Buch mit einigem Verständnis gelesen hat. Esther und Mordechai siegen über Haman.

Esther, deren ideal-religiöses Fühlen, deren Mitgefühl für Not und Unglück anderer sich in scharfen Gegensatz zu ihrem rein menschlichen Empfinden setzte, zu jenem Empfinden, das im eignen „Ich" das Wichtigste erkennt, was immer man zu hüten und zu schützen hat, kämpft einen verzweifelten Pflichten-Kampf, einen Kampf des Selbsterhaltungstriebes gegen eine überirdische Macht, die sich im Herzen Platz zu schaffen sucht, und aus dem Kampf geht, mit der Palme des Sieges geziert, stolz und überlegen die uneigennützige, gottvertrauende Nächstenliebe hervor.

Mordechai bewies seine Nächstenliebe nicht nur dadurch, daß er seine Verwandte Esther an Kindesstatt annahm, als ihr Vater und Mutter gestorben waren, daß er den Mordanschlag des Bythan und Teres vereitelte und so seinem Herrn das Leben rettete; sondern namentlich, indem er mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand, für die Errettung seiner Brüder eintrat, und indem er der Königin den Befehl gab, vor ihrem Gatten als Bittende für das Volk Israel zu erscheinen, selbst wenn ihr der Tod daraus erwachsen sollte. Und gerade in diesem felsenfesten Glauben, ein wenn auch noch so liebes Opfer müsse man freudig wagen, wo es sich um die Rettung Vieler handelt, verrät sich Mordechais grenzenlose Nächstenliebe, die dann auch im Verein mit der gleichen Tugend Esthers über Haman triumphieren durfte.

Haman! In welch grellem Licht steht er zwischen Mordechai und Esther als Vertreter des Menschenhasses; wie

kraß sind die Kontraste! Hier grundloser Neid, gehässige Mißachtung, grausame Mordlust, dort innige und wahre Liebe zum Nächsten, für die das Leben eines jeden denselben Wert hat, welchem Glauben und welchem Stand er auch immer angehören mag; hier engherziger Chauvinismus und maßlos ehrgeizige Selbstsucht, dort bescheidene Unterwürfigkeit, hier Trug und Verleumdung, dort glaubensstarke Wahrheitsliebe, hier heidnische, kulturwidrige Unduldsamkeit, dort aufrichtige Duldsamkeit! Aber auch Haman steht nicht vereinzelt da in der Weltgeschichte; er vertritt vielmehr eine ganze Menschenklasse. Solche Leute fanden sich zu allen Zeiten, die ihre augenblickliche Machtstellung zum Verderben einer kleinen, wehrlosen Menge mißbrauchten, die das Ohr ihres Herrn mit gleißnerischen Lügen-Reden betörten, den Trieb seines Herzens zum Falschen und Ungerechten verdrehten; die dann auch — und gerade das ist wieder ein besonders deutliches Charakteristikum für die Aehnlichkeit der damaligen und heutigen Zeitverhältnisse — für die oft genug verleumderisch ersonnene Schuld eines einzelnen eine ganze Namensgemeinschaft, eine ganze Nation wollten büßen lassen.

Oder heißt es nicht noch heute in der kultivierten Zeit, in der Zeit, die sich vorgeschritten und human nennt, wenn sich ein einzelner Bekenner des mosaischen Glaubens gegen das Gesetz vergangen hat: „Bestraft die Juden! Schlagt die Juden tot!“ Wird nicht so oft der frevelnde Christ bestraft, weil er ein Verbrecher, der frevelnde Jude aber, weil er ein Jude ist? Ja, wir fühlen, daß von jener Zeit, in der die Handlung des Buches „Esther“ spielt, noch mancher kulturfeindliche Rest zurückgeblieben ist, wir fühlen heute deutlicher als je, was unsere Vorfahren haben leiden müssen, denen die Gleichstellung mit anderen Gemeinschaften noch nicht einmal auf dem Papier zuerkannt war. Aber auch das erhebend schöne Bewußtsein können wir von der Lektüre des Buches „Esther“ mitnehmen, daß der Nationl-Charakter des jüdisches Volkes Jahrhunderte hindurch derselbe geblieben ist, daß sich an den Grundzügen nichts geändert hat. Mag uns daher auch das Bild von Konitz noch immer vor Augen schweben, mag bei der Erinnerung an Kischinew unser Herz immer wieder von Entsetzens-Schreien und Barmherzigkeits-Rufen widerhallen, mag das Leid unsrer östlichen Mitbrüder bis in die allerneuste Zeit hinein uns die Mitleidsträne in das Auge treiben und den Arm zur Tatkraft stählen: unsre Gottes- und Menschenliebe wird nicht an Nachhaltigkeit und Dauer verlieren. Aber mit hocherhobenem Haupt wollen wir dastehen, wenn wiederum die Liebe über den Haß gesiegt hat, wenn jenen Leuten die Schamröte ins Gesicht steigt, die uns unterdrückten, peinigten, und grundlosen Spott mit unsrem Glauben und unsrem Namen trieben.

Und der frohen Zuversicht leben wir: Wie einst Ahasveros Vasthi, die „Prächtige“, verstieß, um Esther, die „Myrthe“, zu krönen, so wird Gott auch einst dem machtvollsten Volk die Krone entreißen und mit ihr das bescheidene Haupt des kleinen Volkes Israel zieren, wofern nur der Grundgedanke des Buches „Esther“ noch Bestand hat, der gleichbedeutend ist mit dem Grundgedanken unsrer Religion: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“

Kurt Singer.

Die Reisebeschreibungen des Rabbi Benjamin von Tudela.

Vor einiger Zeit ist eine Uebersetzung der Reisebeschreibungen des Rabbi Benjamin von Tudela veröffentlicht worden, die auf drei neugefundenen Handschriften basiert. Die Verfasser, Dr. L. Grünhut aus Jerusalem und Markus Adler in London, haben sich in dankenswerter Weise bemüht, aus den schon vorhandenen Drucken — der älteste ist von 1543, in Konstantinopel erschienen, der letzte 1840 in London — und den eben erwähnten Handschriften einen kritischen Text herzustellen, der aber noch nicht vorliegt. Erschienen ist erst der zweite Teil*) der die Einleitung, die Uebersetzung und ein Register enthält.

Die wertvollste der Handschriften, die jetzt zu Rate gezogen wurde, ist die des britischen Museums in London. Sie ist kaum 50 Jahre nach dem Tode des Autors geschrieben. Das Wiener Manuskript, im Besitz von Herrn Epstein, trägt das Datum des 9. November 1323. Die dritte neue Quelle, in Rom, ist etwas später anzusetzen.

Herr Dr. Grünhut, der die Einleitung zu der Uebersetzung verfaßt hat, beweist an der Hand der Angaben des berühmten Reisenden, daß die Zeit der großen Reise in die Jahre 1165 bis 1173 fiel. Dr. Grünhut hat gegen die Berechnung von Grätz seine Angaben zu verfechten; er tut es mit aller Ehrfurcht vor der Meisterschaft des Historikers und gewinnt durch die ruhige Darlegung seiner Ansicht die Leser. Der folgende Abschnitt gilt den Angriffen Saphirs, der Benjamins Glaubwürdigkeit angezweifelt hat, aber mit so wenig Geschick, daß er sich bei groben Fehlern ertappen läßt. Seine Einwände werden zurückgewiesen, und nicht nur an der Hand von Saphirs offenbaren Irrtümern. Andere glaubwürdige Autoren, die Rabbi Benjamins Berichte unabhängig von ihm bestätigen, werden zitiert. Man muß zugeben, daß die Reisebücher für mittelalterliche Verhältnisse ein Wegweiser sind, eine Fundgrube für den Historiker, den Geographen, den Ethnologen und den Forscher, der ein Bild von jüdischen Zuständen im Orient haben will, aus einer sonst quellenarmen Zeit.

Es ist interressant zu erfahren, welchen Zweck die Reise des Benjamin von Tudela gehabt hat. Es war die Zeit der Kreuzzüge und der Judenverfolgungen, die Zeit, da die Juden Süd- und Westeuropas den schlimmsten Martern ausgesetzt waren, als jeder Tag ihnen neue Schrecknisse brachte, die sie zwangen, nach der Möglichkeit einer Aenderung ihrer Verhältnisse Umschau zu halten. Die alte Heimat der Juden, der Orient, lockte sie, denn von Arabien, Persien und Palästina war die Kunde von einem guten und freien Leben der dortigen Glaubensbrüder zu ihnen gelangt. In Kastilien trat ein Rat zusammen, der beschloß, vor der Ausführung der Massenauswanderung einen Mann in jene Länder zu senden, der imstande wäre, sichere Nachricht von dorther nach Europa zu bringen. Rabbi Benjamin von Tudela, der Katalane, wurde bestimmt, die Forschungsreise auszuführen, der durch seine Sprachkenntnisse, seine bekannte Weisheit und Tatkraft sich dazu besonders eignete. Trotz der genauen Berichte, die er in seine Heimat brachte, ist von dem Plan nicht wieder gesprochen worden. Niemand weiß, woran er gescheitert ist.

Die Beschreibung der Reise ist kein Tagebuch. Gelegentlich hat sich der Forscher Notizen gemacht, besonders über Zahlen, im Ganzen aber vertraut er seinem Gedächtnis, und das ist auch der Grund zu manchen Irrtümern in der Reihenfolge der besuchten Städte. Allerdings können wir nicht wissen, ob nicht besondere Anläße den Reisenden vom geraden Weg abgelenkt

*) Die Reisebeschreibungen des Rabbi Benjamin von Tudela, von Dr. L. Grünhut und Markus N. Adler, II. Teil, Einleitung, Uebersetzung und Register, Jerusalem 1903. Verlag J. Kauffmann, Frankfurt a. M., Preis 2,50 M.

haben. Zur Orientierung liegen dem Buch zwei Landkarten bei, die der Lehrer am syrischen Waisenhaus zu Jerusalem, Herr Herrmann Schäffer, gezeichnet hat.

In dem Vorwort, das schon in den Handschriften steht, ist Benjamin von Tudela mit folgenden Worten charakterisiert: „Er war ein vernünftiger und einsichtsvoller Mann, bewandert in der heiligen Schrift und vertraut mit der Gesetzeslehre. Man stellte mit ihm verschiedene Proben an, bald über diesen, bald über jenen Punkt, aber er hat sich nie widersprochen. Seine Worte blieben sich immer gleich, waren wohlgeordnet ein wie das andere Mal; denn er war ein Mann der Wahrheit". Ich glaube nicht, daß man ein größeres Lob zollen kann.

Die Reise des Benjamin von Tudela führte ihn durch Spanien, Frankreich, Italien, Griechenland über die Inseln nach Palästina, von dort nach Persien und Medien bis nach Indien, auf der Rückreise durch Egypten, Nordafrika, Sizilien, Italien, Deutschland, Frankreich, durch Navarra hindurch nach Kastilien. Von all diesen Ländern gibt er genauen Bericht über Religion, Handel und Wandel der Einwohner, ihr moralisches Verhalten, ihre Stellung zu den Juden und den Nachbarn. Er sammelte sichere Angaben über die Zahl der Juden, ihre Beschäftigung und den Grad ihrer Gelehrsamkeit. Was uns besonders überraschend scheint, ist die enorme Anzahl jüdischer Familien im Orient, die in geordneten Gemeinden leben.

Auf Salerno, das 600 jüdische Familien zählt — und damit mehr als alle westlichen und nördlichen Städte Europas — folgen unmittelbar die Gemeinden von Theben und Konstantinopel mit je 2000 Familien. Je weiter nach Osten man kommt, desto mehr wachsen die Zahlen. An der Grenze des Perserreiches zählt Benjamin zwei Städte mit je 100000 Juden, in dem dazu gehörigen kleinen Reich 300000. Bei den Sonnenanbetern sollen 100000 jüdische Familien sein, bei den Feueranbetern 23000. Chaiban, Hamadan (Medien) und Samarkand zählen je 50000 Judenfamilien, Kuts in Egypten zählt 30000, Amadia (bei Medien) 25000, Babel und Rudbar (Persien) je 20000, Wassiik, Alhada, Akbara, Hillah, Ispahan, Schiras und Basra je zwischen 10000 und 17000, zwölf Städte zwischen 4000 und 8000, weitere zwölf 2000—3000 jüdische Familien. Es werden nicht nur die großen Gemeinden erwähnt, selbst wenn nur wenige Familien, ja wenn nur ein Jude am Ort wohnt, erzählt es Benjamin. Die Berufe dieser Juden sind ganz verschieden: Gelehrte, Aerzte, Astronomen und Lehrer; Seefahrer, Färber, Purpurweber, Glasbläser, Landleute, Gärtner sind sie, und ganze große Gemeinden sind nur Krieger. Es lohnte, eine besondere Studie über diese verschiedenen Berufe zu machen.

Dem Charakter seiner Zeit folgend, hat Rabbi Benjamin die sagenhaften Geschichten, die er auf seinen Fahrten gehört, seinen Lesern mitgeteilt. In Rom, erzählt er, seien an der Kirche Santo Stefano eherne Säulen aus dem Tempel Salomonis, von denen am 9. Aw jedes Jahres Schweiß wie Wasser herabfließe. In Sorent sei eine unterirdische Quelle, wo das Erdöl, Petroleum genannt, gefunden wird, das in der Arznei Verwendung findet. . . . . Von dort geht man eine große Strecke durch eine Höhle, vom König Romulus, dem Begründer Roms, aus Furcht vor David, Israels König, und dessen Heerführer Joab hergestellt. Seltsam ist die Kunde, die uns von den nomadisierenden Walachen übermittelt wird, „die leicht wie ein Reh vom Gebirge heruntersteigen, das Land plündernd und raubend durchziehen, während sie keiner zu bekriegen wagt. Weder König noch Fürst beherrscht sie. Sie sind keine wahren Bekenner des christlichen Glaubens, benennen ihre Kinder mit jüdischen Namen, reden die Juden als Brüder an, und treffen sie einen, so berauben sie ihn, töten ihn aber nicht, wie sie einen Griechen töten. Manche halten sie für gewesene Juden. Sie haben übrigens gar keinen Glauben".

Fesselnd ist die Beschreibung von Bagdad und seinen Khalifen:

Der Khalif stammt von ihrem Propheten (Muhammed) ab, ist über den Islam gesetzt und steht bei den muhammedanischen Fürsten in demselben Ansehen, wie der Papst bei den Christen. In Bagdad hat er einen Palast. In der Mitte befindet sich ein großer Wald von allerlei Bäumen, sowohl fruchtbaren wie unfruchtbaren, mit allerlei Tiergattungen; in der Mitte des Waldes steht ein Bassin, gefüllt mit Wasser, welches aus dem Tigris hergeleitet wird. Will er einmal dort lustwandeln, um sich zu zerstreuen und aufzuheitern, so werden ihm Vögel, Tiere und Fische gefangen; hernach begibt er sich mit seinen Ratsherren und Fürsten in sein Schloß zurück. Dieser große Abassidenfürst ist ein großer Judenfreund. Viele Juden stehen in seinen Diensten; er spricht alle Sprachen, ist bewandert in der Lehre Mosis, liest und schreibt hebräisch, ist ein Feind von Gaben und lebt ausschließlich von dem, was er durch seine Arbeit verdient. Er verfertigt nämlich Matten, die, mit seinem Namen versehen, von Fürsten auf dem Marktplatz feilgeboten und von den Vornehmsten des Reiches gekauft werden. Mit dem Erlös wird sein Haushalt bestritten. Er ist gut, redlich und fördert Jedermanns Wohl. Seinen Untertanen zeigt er sich öffentlich blos einmal im Jahre. Wenn die Pilgrimme aus fernen Landen, die nach Mekka in Jemen wallfahren, ihn zu sehen wünschen, so bleibt er auch für sie unsichtbar. Sie schreien vor dem Palaste in flehentlichem Ton und sagen: Herr, Licht der Muhammedaner, der Glanz unserer Lehre, laß dein Angesicht über uns erstrahlen! Allein er achtet darauf nicht. Gewöhnlich aber sind bei solchen Anlässen die Obern, die Diener und Leibwachen Fürsprecher beim Khalifen für sie, indem sie ehrfurchtsvoll die Bitte vorbringen: O, Herr, würdige doch diese Leute eines Grußes, die aus so weiter Ferne kommend, als unter deiner Majestät Schutz stehende Untertanen angesehen zu werden begehren! Hierauf erhebt er sich und reicht der wartenden Menge draußen einen Zipfel seines Kleides durchs Fenster, diese erfaßt ihn und küßt ihn, worauf einer der Herren mit folgenden Worten an die Leute herantritt: Seine Majestät, das Licht der Muhammedaner, entbietet euch seinen Frieden, nahm wohlgefällig Eure Huldigung auf. Nun gehet Eures Weges in Frieden! Diese Worte, wie auch daß sie das Kleid des Königs, der im gleichen Ansehen, wie ihr Prophet bei ihnen steht, geküßt, genügt ihnen, und die Leute ziehen fröhlich ab.

Der Khalif verläßt seinen Palast nur einmal im Jahr, nämlich am Feiertag, bei ihnen Ramadân genannt. An diesem Tage kommt nämlich viel Volk aus weiter Ferne, um ihn zu sehen. Da reitet er ein Maultier, legt königliche Kleider, durchwirkt mit Gold und Silber, an; seine Kopfbedeckung, eine Mütze besetzt mit Edelsteinen, ergänzt ein schwarzer Turban, um anzudeuten: Sehet, all diese Herrlichkeit, dereinst breitet der Tod über sie seine finstern Schatten! In seinem Gefolge befinden sich alle Fürsten: aus Arabien, Thogarma, Medien, Persien, Tibet und Samarkand, Fürsten, aus Reiseentfernungen von drei Monaten, alle zu Roß, festtäglich gekleidet. Nun verläßt er seinen Palast und begibt sich in die Moschee, am Botzraer Tor gelegen. Es ist der Muhammedaner größtes Bethaus. Auf dem ganzen Weg sind die Wände mit Seide und Purpur dekoriert. Männer und Frauen schreiten dem Khalifen vorher, allerlei Instrumente spielend und tanzend, und rufen laut: Friede über Dich, unser Herr, König, und Licht der Bekenner des Islams! Das Kleid an die Lippen führend winkt ihnen der Kalif mit demselben grüßend zu, und so

geht es fort, bis er an den Hof der Gebetstelle gelangt. Daselbst besteigt er eine aus Holz verfertigte Tribüne und erklärt ihre Lehre. Hernach erheben sich die Weisen des Volkes und beten für ihr gekröntes Haupt, ihn ob seiner großen Gnade und Liebe lobpreisend, worauf das ganze Volk mit „Amen" einfällt. Der König erwidert ihren Segen, schlachtet hierauf das ihm dargereichte Kamel, bei ihnen ein ähnliches Opfer, wie bei den Juden das Peßachlamm und übergibt es den Fürsten, welche davon überall hinschicken, damit das ganze Land von der eigenhändigen Opferung ihres heiligen Königs genieße und sich freue. Nachdem dies vorüber, tritt er ganz allein den Heimweg an, der den Tigris entlang in seinen Palast führt, während die Großen des Reiches ihn zu Schiff begleiten. Auf dem Weg kehrt er nicht zurück, auf welchem er gekommen ist. Dieser wird das ganze Jahr bewacht, daß ihn kein Fuß betrete. Nun verläßt der Khalif nicht wieder seinen Palast das ganze Jahr. Er ist ein lauterer Charakter und ein frommer Mann.

Das Buch bietet noch viel interessantes. In der guten Uebersetzung, in der es jetzt vorliegt, ist es auch für den Nichtgelehrten eine angenehme Lektüre. G. K.

Literarisches.

Die Erzählungskunst der Bibel. Zwei Vorträge, gehalten in der Jüdischen Toynebeehalle in Wien von Professor Dr. Adolf Schwarz. Verlag von Alex. Hirsch. Preis 80 Heller.

Die kleine Schrift ist sehr lesenswert, wenn sie auch naturgemäß nicht viel Neues bringt. Aber das uns Bekannte wird mit großer Liebe und vielem Verständnis ausgeführt.

Die Politik.

(Die Verfassungstreuen.) In der „Kreuzzeitung" wird der Sorge um Erhaltung der Verfassung nach einer bestimmten Richtung in nachstehender Weise Ausdruck gegeben:

„Nach einer Meldung der „Kölnischen Zeitung" hat der deutsch-israelitische Gemeindebund an den Unterrichtsminister eine Eingabe gerichtet, in der um Einführung des jüdischen Religionsunterrichts durch alle Klassen der höheren Schulen, die Erteilung einer Note über „Religion" in den Reifezeugnissen der jüdischen Abiturienten und die Einräumung eines gewissen Aufsichtsrechts über den jüdischen Religionsunterricht an die jüdischen Gemeinden gebeten wird.

Bisher hat die Staatsregierung eine Verpflichtung zur Einführung jüdischen Religionsunterrichts an den höheren Schulen nicht anerkannt, sondern sich lediglich auf die Förderung dieses Unterrichts durch Bereithaltung der Schulräume und Beteiligung an der Aufbringung der erforderlichen Mittel beschränkt. Sie hat auch zugelassen, daß das Zeugnis des jüdischen Religionslehrers als Anlage dem Reifezeugnis beigefügt werde. Aber zu einer organischen Eingliederung des jüdischen Religionsunterrichts in den Lehrplan hat sie sich bisher mit Recht nicht verstanden. Denn wenn sie das täte, so würde hierin das Anerkenntnis liegen, daß der jüdischen Religionsgemeinschaft die nämliche öffentliche rechtliche Stellung gebühre, wie der evangelischen und der katholischen Kirche. Ein solches Anerkenntnis widerspräche aber dem Art. 14 der Verfassungsurkunde, da hier bestimmt wird, daß bei denjenigen Einrichtungen des Staats, die mit der Religionsübung im Zusammenhang stehen, die christliche Religion zu Grunde zu legen ist. Die gleiche Erwägung läßt auch die Beteiligung einer jüdischen Religionsgemeinde an der Aufsicht über einen in den Lehrplan der Schule organisch eingefügten jüdischen Religionsunterricht ausgeschlossen erscheinen.

Wenn der deutsch-israelitische Gemeindebund das Bestreben hat, dafür zu wirken, daß die Kinder aller seiner Gemeindeglieder ausreichenden Religionsunterricht erhalten, so verdient das sicherlich alle Anerkennung. Aber in erster Linie werden nach dieser Richtung hin die jüdischen Gemeinden tätig sein müssen, ihre Aufgabe wird es sein, die erforderlichen Veranstaltungen zu treffen, und diese Veranstaltungen werden, wenn auch ihre Unterstützung durch den Staat oder die bürgerliche Gemeinde nicht ausgeschlossen ist, doch lediglich privaten Charakter haben in dem Sinn, daß der jüdische Religionsunterricht keinen organischen Bestandteil des lehrplanmäßigen Religionsunterrichts bildet. Das entspricht dem gegenwärtigen, durch die Verfassungsurkunde gewährleisteten Rechtszustand, und wir glauben nicht, daß die Unterrichtsverwaltung geneigt sein wird, diesen Zustand preiszugeben."

Die Verfassung ist in Preußen uns Juden gegenüber von Anbeginn ein beschriebenes Stück Papier gewesen, und das ist sie bis auf diesen Tag geblieben. Von dem „eisernen Verheißungsfond", den sie enthält, hat sich uns gegenüber nichts erfüllt. Was auf dem Weg, den Mommsen den Weg des „administrativen Bauernfangs" nannte, sich uns entziehen ließ, das hat man uns entzogen. Unser verfassungsmäßiges Recht, immer nur ein Schein und keine Wahrheit, ist allmählich zur offenbaren, grinsenden, höhnenden Lüge geworden. Es nimmt uns garnicht Wunder, daß die „Kreuzzeitung" auf Seiten derer steht, die uns Juden gegenüber die Herrschaft der Ungerechtigkeit repräsentieren. Das ist beinahe selbstverständlich. Bei der Wortführerin einer Partei, die im Reich für Verfassungsbruch und Staatstreich einzustehen bereit ist, darf man es sogar als eine Huldigung an die Tugend betrachten, wenn sie sich die Mühe der Heuchelei gibt und zur Deckung einer groben Rechtsversagung eine — allerdings erstaunlich dumme — Auslegungskunst zu Hilfe nimmt. Der Artikel 14 der Verfassung bestimmt, daß bei den Einrichtungen des Staates, die mit der Religionsübung im Zusammenhang stehen, die christliche Religion zu Grunde zu legen ist. Das will sagen: Als staatliche Feiertage gelten die Feiertage der beiden christlichen Konfessionen (denn eine christliche Religion gibt es seit vielen Jahrhunderten nicht mehr). Mit der Religionsübung hat der Religionsunterricht nichts zu tun. Auch ist es außer Frage, daß der jüdischen Religionsgemeinschaft die nämliche öffentliche rechtliche Stellung gebührt, wie der evangelischen und der katholischen Kirche. Von Naturrechts und von Rechts wegen. Die Tochterkirchen stehen doch der Mutterkirche nicht wie Goneril und Regan gegenüber. Im jüdischen Mutterhaus wenigstens haben sie das nicht gelernt.

* * *

(„Bewußte Unwahrheit.") Ein „schlesischer Landsmann" schreibt der „Schlesischen Zeitung" aus Vryheid (Transvaal), 7. Mai, und die „Kreuzzeitung" druckt es nach:

„Am 3. d. Mts. wurde am Orte eine Synagoge eingeweiht. Zu dieser Feier kam der erste Rabbiner von Johannesburg Dr. Landau her. In seiner Rede hob er u. a. die „Freiheit" hervor, welcher sich die Juden in englischen Ländern im Gegensatz zu anderen Staaten erfreuten, und erwähnte dabei, daß in Deutschland tausende Juden, Frauen, Kinder und Männer, durch Deutsche hingemordet, Synagogen niedergebrannt, ihre Häuser zerstört, ihr Hab und Gut genommen worden wäre. Er sagte dies vor einer großen Anzahl eingeladener angesehener Engländer und Boeren, außer den

ansässigen, meist russischen Juden. Ich habe nachgedacht, aber kann mich nicht besinnen, daß sich dies je in Deutschland ereignet hätte. Ich vermute, dieser Herr, der, nebenbei bemerkt, in Deutschland oder Oesterreich erzogen ist, und, wie mir einige Juden versicherten, einer der berühmtesten Rabbiner in der jüdischen Welt ist, meint wohl Rußland; um aber mehr zum Gefallen der Engländer zu sprechen, läßt er es in Deutschland geschehen sein. Ich bin sicher, von den Anwesenden sind 90 pCt., die den Worten des Rabbiners Glauben schenken und sich so verkehrte Meinungen bilden. Nun frage ich: könnte der Geistliche nicht veranlaßt werden, daß er diese Worte widerruft, sollten seine Aussagen nicht den Tatsachen entsprechen?"

Die „Schlesische Zeitung" bemerkt dazu, und die „Kreuzzeitung" druckt die Bemerkung wiederum nach:

„Dies ist wohl aussichtslos. Es handelt sich um eine bewußte Unwahrheit, durch die der betreffende Rabbiner nach der Sitte seines Volkes den Engländern eine faustdicke Schmeichelei sagen wollte. — Wie mag nur Dr. Landau über das neue englische Gesetz gegen die Einwanderung von Juden denken?"

Es handelt sich in der Tat um eine „bewußte Unwahrheit", von dem ungenannten „schlesischen Landsmann" debitiert und von den genannten beiden Blättern „nach der Sitte ihres antisemitischen Volkes" verständnisinnig propagiert. Wir würden Herrn Rabbiner Dr. Landau beleidigen, wollten wir ihn ausdrücklich gegen die Märchenerzählungen des ungenannten „schlesischen Landsmanns" verwahren.

* * *

(Antisemitische Bedenken.) Man schreibt uns aus Königsberg:

„Nach dem Vorgang anderer Städte sollte eine „Krippe", d. i. eine Anstalt, bei der Arbeiterfrauen, die tagüber beschäftigt sind, ihre Säuglinge zur Wartung und Pflege abgeben können, auch in Königsberg gegründet werden. Die Eröffnung stand unmittelbar bevor. Als Leiterin der Anstalt war von der Frau Oberbürgermeister Körte, der Vorsitzenden des Gründungsausschusses eine von ärztlicher Seite warm empfohlene jüdische Dame in Aussicht genommen. Diese erhielt aber schließlich folgenden Absagebrief:

Sehr geehrte Frau Kirschner! Bei nochmaliger reiflicher Ueberlegung hinsichtlich Ihrer Anstellung in der Krippe muß ich Ihnen mitteilen, daß ich die Bedenken, die ich von vornherein gegen die Uebergabe der Leitung an eine Schwester jüdischer Konfession hatte, nicht fallen lassen kann. Frau Dr. Stern hat sich bemüht, mich dazu zu überreden — sie meinte, ich kannte die Königsberger Verhältnisse nicht — was ja, da wir erst seit einem Jahr hier leben, sehr begreiflich ist. Ich hatte aber auch gestern und heute Gelegenheit zu Rücksprachen mit verschiedenen Männern, die seit Jahren hier im öffentlichen Leben stehen, dabei vorurteilslos und erfahren sind. Sie bestätigten, daß meine Sorge, daß sich unsere neue Krippe in Arbeiterkreisen schwer einbürgern würde, wenn eine Dame Ihrer Konfession sie leitet, berechtigt sei, und das müssen wir natürlich bei dem neuen Unternehmen vermeiden. Ich bedaure furchtbar, daß mir eine so tüchtige Kraft wie die Ihre verloren geht, bezweifle allerdings nicht, daß für Sie unsere ärmliche Krippenstelle kein Verlust ist, da Sie wohl sicherlich bessere Anstellung finden können. Mit vorzüglicher Hochachtung gez.: Auguste Körte.

Diese Nachricht bedarf keines Kommentars: Antisemitismus selbst bei der Kinderpflege, um die christlichen Gönner des neuen Unternehmens zu kaptivieren. Denn die Arbeiterfrauen wissen, daß bei einer jüdischen Schwester ihre Kinder ebenso gut aufgehoben sind, wie bei einer christlichen. — Zum Glück gibt es auch verständige christliche Institute. Eine süddeutsche Diakonissenanstalt hat soeben eine Jüdin als Assistenzärztin angestellt.

Wochen-Chronik.

Wochen-	Juni / Juli 1904	Tamus 5664	Kalender.
Freitag . . .	24	11	Sabb. Anf. 8,45.
Sabbat . . .	25	12	פרק ה׳ חקת בלק Sabb. Ausg. 9,35.
Sonntag . . .	26	13	
Montag . . .	27	14	
Dienstag. . .	28	15	
Mittwoch. . .	29	16	
Donnerstag . .	30	17	
Freitag . . .	1	18	Sabb. Anf. 8,43.
Sabbat . . .	2	19	פרקי׳ פינחס Sabb. Ausg. 9,33.

Berlin, 20. Juni. (Frauenbund.) Ein deutsch-jüdischer Frauenbund, der die israelitischen Frauenvereine Deutschlands zusammenschließen soll, hat sich hier konstituiert. In einer im Hotel Prinz Albrecht abgehaltenen Versammlung, zu der neben hiesigen Damen auch sehr viele Teilnehmerinnen des internationalen Frauenkongresses in ihrer Eigenschaft als Vorsteherinnen jüdischer Frauenvereine erschienen waren, erstattete zunächst Fräulein Bertha Pappenheim-Frankfurt das Referat, in dem sie Zwecke und Ziele des neuzubegründenden Bundes darlegte. Es entspann sich eine ziemlich lebhafte Diskussion; schließlich wurde ein provisorischer Statutenentwurf en bloc angenommen. Der Zweck des neuen Bundes, dem als provisorisches Komitee bis zur endgiltigen Bildung etwa zwanzig Frauen angehören — darunter Fräulein Pappenheim-Frankfurt a. M., Fräulein Sidonie Werner-Hamburg, Frau Dr. May-Berlin — ist der Zusammenschluß zu gemeinsamer Arbeit in gegenseitiger Anregung für die Interessen der Allgemeinheit. Als Arbeitsgebiete gelten zunächst die Wege und Ziele sozialer Hilfstätigkeit, der Volkserziehung, der Förderung des Erwerbslebens jüdischer Frauen und Mädchen, Hebung der Sittlichkeit, Bekämpfung des Mädchenhandels. Weiterhin erstrebt der Bund, das Interesse an allgemeinen jüdischen Bestrebungen der Gegenwart zu erwecken und das jüdische Gemeinschaftsbewußtsein zu stärken. Der Bund schließt politische und religiöse Parteifragen grundsätzlich aus. Die Konstituierung des Verbandes ist seit Jahren schon durch einzelne Vereine, namentlich in Hamburg, Frankfurt a. M. und Stettin, angestrebt worden.

Berlin, 21. Juni. (Frauenvereinigung Hanna.) Die Frauenvereinigung Hanna veranstaltete am 18. d. M. zum zum Besten ihrer Unterstützungskasse im großen Spiegelsaale des Centraltheaters eine Theatervorstellung. Zur Aufführung gelangte „Heines junge Leiden." Die Aufführung war sehr gut; die Rollen lagen ausschließlich in Händen nahmhafter Bühnenkünstlerinnen und Künstler, die sich in liebenswürdigster Weise in den Dienst der Wohltätigkeit gestellt hatten. Dem Darsteller des Hirsch (Herrn Georg Ebert) wurde von der Vorsitzenden des Vereins, Frau Ida Bernstein, ein großer Lorbeerkranz mit Widmung auf der Bühne überreicht. Die zweite Vorsitzende, Frau Olga Tischler, und andere Vorstandsdamen übergaben den andern Mitspielern Blumen. Der Theatervorstellung schloß sich ein Ball an, während dessen noch

humoristische Vorträge gehalten wurden. Die Beteiligung war groß, und die Gäste dankten dem Verein herzlich für das Fest, das dem Verein eine Anzahl neuer Mitglieder zuführte.

Berlin, 22. Juni. (Geschäftsbericht.) Der Hilfsverband der deutschen Juden versendet jetzt seinen Geschäftsbericht, der bei der im März stattgehabten Generalversammlung von Herrn Dr. Paul Nathan erstattet worden ist. Der Verein hat am Schluß des letzten Jahres fast die doppelte Mitgliederzahl gegen das Vorjahr erreicht. 5900 Mitglieder zählt er jetzt, und die Einnahmen erreichten eine Höhe von 950000 Mark. Allerdings muß dabei in Betracht gezogen werden, daß die Hilfsaktion für Kischinew und Homel besondere Anforderungen an den Verein stellte und daß deshalb einige Gönner, unter ihnen besonders die Bne Brith-Logen, mehr als sonst wohl gespendet haben. Die verschiedenen Provinzial- und Lokalkomitees haben eifrig und mit Erfolg für die Zwecke des Hilfsvereins gewirkt. Diese umfaßten im letzten Jahr die Hilfeleistung für Juden in der Türkei, Rußland, Galizien und Rumänien. In Rußland erforderten die Katastrophen in Kischinew und Homel große Geldmittel, die reichlich von allen Vereinen gegeben wurden, außerdem eine starke Tätigkeit in diesen Städten, um die plötzliche Auswanderung der Bedrängten zu verhindern, und an der Grenze, um den Flüchtlingen die Möglichkeit zum Fortkommen zu gewähren. In Galizien galt die Hauptarbeit der Bekämpfung des Mädchenhandels. Ein Verein zum Schutz jüdischer Frauen und Mädchen wurde dort gegründet. In Rumänien und in der Türkei sind die jüdischen Schulen durch namhafte Mittel unterstützt worden. Auch zur Hebung der Hausindustrie der osteuropäischen Juden ist viel getan worden. Im letzten Jahr fielen dem Hilfsverein 300000 Mark als Stiftung der Baronin von Kohn-Oppenheim zu.

Frankfurt a. M., 22. Juni. (Verein Lemaan Zion.) Der Verein Lemaan Zion (Palästinensischer Hilfsverein) erzählt in seinem 16. Bericht von der letztjährigen Tätigkeit in Palästina. Cholerakranke wurden durch ärztliche Hilfe und Kohlenlieferung unterstützt, außerdem über 27000 Kranke behandelt. Lehrgeld und Subventionen für Unterricht wurde gewährt, auch der neue hebräische Kindergarten erhielt eine Subvention. Verschiedene junge Leute wurden in Europa auf Kosten des Vereins ausgebildet. Die Anschaffung einer Maschine, die die Juden Jerusalems mit Eis versorgen soll, war noch nicht möglich, weil die vorhandenen Mittel nicht reichten. Das Jerusalemer Lokalkomitee hat in diesem Jahr an der Arbeit viel mitgetan, und einige Mitglieder sollen jetzt an der Verwaltung des Vereins teilnehmen.

Lehnitz (Mark), 19. Juni. (Genesungsheim.) Am 13. d. Mts. fand im Genesungsheim zu Lehnitz die ordentliche Mitglieder-Versammlung des Vereins „Jüdisches Genesungsheim" unter Leitung des Herrn Martin Simon statt. Aus dem erstatteten Geschäftsbericht pro 1903 geht hervor, daß 358 weibliche Pfleglinge für durchschnittlich 4 Wochen Aufnahme in dem Heim gefunden hatten und daß die erzielten Erfolge durchweg gute waren. Die aus dem Vorstand ausscheidenden Herren Dr. Feilchenfeld, Hugo Heilmann, Prof. Dr. Lazarus, M. Metzenberg, Emil Pincus, sowie die Damen Frau Dr. Frankl, Frau Franziska Ginsberg, Frau Rosa Sachs wurden einstimmig wiedergewählt. Zu Revisoren wurden die Herren Kommerzienrat Heinrich Buchholz, Oskar Rathenau, Gustav Sachs durch Zuruf wiedergewählt. In der sich an die Versammlung satzungsgemäß anschließenden konstituierenden Vorstands-Sitzung wurden zum Vorsitzenden Herr Martin Simon, zu dessen Stellvertreter Herr Louis Sachs, zur Schriftführerin Frau Dr. Frankl, zu deren Stellvertreterin Frau Hermine Rathenau, zum Schatzmeister Herr Emil Pincus, zu dessen Stellvertreter Herr H. Witkowski wiedergewählt. Außer den Mitgliedern nahmen an dem durch schönstes Wetter begünstigten Ausflug nach Lehnitz viele Freunde und Gönner des Vereins teil, die nach Erledigung der geschäftlichen Obliegenheiten eine Besichtigung des Hauses vornahmen. Die Verwaltung hatte für Bewirtung der Gäste gesorgt, die bis zum späten Abend beisammenblieben. Allen Teilnehmern wurde deutlich, daß durch die Schöpfung an den Ufern des schönen Lehnitzsees eine segensreiche Institution ins Leben gerufen worden ist, die einer großen Anzahl von Frauen und Mädchen Gelegenheit gibt, ihre Gesundheit zu kräftigen und ihre Erwerbsfähigkeit zu erhalten oder wiederzuerlangen.

Ahlem, 21. Juni. (Gedächtnisfeier.) Für den verewigten Alphons Jacobson wird am 26. d. Mts. in der israelitischen Erziehungs-Anstalt zu Ahlem eine Gedächtnisfeier abgehalten werden. Herr Alphons Jacobson hat s. Zt. in Gemeinschaft mit Konsul Simon die Anstalt begründet, und ohne Jacobsons tatkräftiges Eingreifen wäre sie kaum zu der heutigen Blüte gelangt. Im Anschluß an die Feier findet eine Besichtigung der Anstalt statt, und an diese schließt sich ein einfaches, gemeinschaftliches Mahl in der Anstalt, so daß die auswärtigen Gäste ohne weiteren Aufenthalt in Hannover zurückfahren können. Die Anstalt ist von der in der Nähe des Bahnhofs gelegenen Georgenstraße aus mit der Straßenbahn in 25 Minuten bequem zu erreichen; an der Endstation der Straßenbahn stehen Wagen der Anstalt, die die angekommenen Gäste weiter befördern. Es ist der Anstalt erwünscht, wenn diejenigen, die an der Feier teilnehmen wollen, dies dem Vorstand baldigst mitteilen, da entsprechende Vorbereitungen getroffen werden müssen, weil der Besuch voraussichtlich ein sehr reger sein wird.

Bremen, 20. Juni. (Ergänzung.) Wir erhalten aus Bremen folgende Zuschrift: Der Artikel über rituelle Verpflegung von Zwischendeckspassagieren, der kürzlich in dieser Zeitung veröffentlicht wurde, gibt mir Veranlassung, folgendes ergänzend hinzuzufügen: An erster Stelle muß hier der Norddeutsche Lloyd genannt werden, der bereits vor zwei Jahren auf seinen sämtlichen Schiffen den Zwischendeckspassagieren, entsprechend den Anordnungen des hiesigen Herrn Rabbiners Dr. Rosenak, כשר Kost verabfolgen läßt. Herr Rabbiner Dr. Rosenak war es nämlich, der s. Zt. die erste Anregung dazu gab und dem daher, Dank dem freundlichen Entgegenkommen des Norddeutschen Lloyd, auch indirekt das Verdienst zufällt, daß die Hamburg-Amerikalinie nach dem Muster des Norddeutschen Lloyd diese Einrichtung getroffen hat. Ich behalte mir vor, in einem speziellen Artikel eine Schilderung von der Verpflegung jüdischer Passagiere zu geben, möchte aber doch jetzt schon darauf hinweisen, daß nicht nur den Zwischendeckspassagieren, sondern auch Kajütspassagieren auf den Dampfern des Norddeutschen Lloyd hinreichend Gelegenheit geboten ist, rituell zu leben, sofern die Passagiere einen Tag vor der Abreise oder beim Lösen der Schiffskarte einen dahingehenden Wunsch äußern. Für Kajütspassagiere gibt es ohne irgendwelche Preiserhöhung כשר Fleischkonserven und wenn angängig sogar frisches rituelles Fleisch, das mit dem Rabbinatssiegel versehen in den vorzüglichen Kühlräumen der Lloydschiffe zur Verfügung der Passagiere ist. Soviel uns bekannt, liefert die Paketfahrt zwar auch Konserven, aber nur gegen besondere Zahlung. Immerhin sind diese Einrichtungen im Interesse der gesetzestreuen jüdischen Reisenden mit aufrichtiger Freude zu begrüßen.

London, 19. Juni. (Einwanderungsgesetz.) Die ständige Kommission, der auf Antrag des Ministers des Innern das Einwanderungsgesetz zur Beratung überwiesen worden, ist

für diesen Zweck um fünfzehn Mitglieder verstärkt worden, unter denen sich das jüdische Parlamentsmitglied Mr. Stuart Samuel befindet.

London, 20. Juni. (Neues Jargontheater.) Das projektierte neue Jargontheater wird den Namen „Orienttheater" führen. Seine Direktoren, die Herren Silvermann, Davis, Rosenthal, Foster und Cohen, haben die Absicht, in erster Reihe die ernsthafte Oper zu pflegen, deren Texte vielfach auf biblischen Erzählungen beruhen. Auch leichtere Opern und Dramen werden aufgeführt, aber kein Bühnenstück vulgären Charakters zugelassen werden. Die Darstellung soll auf dem Gebiete eine erstklassige sein, das ganze Unternehmen nach durchaus soliden und ehrenhaften Grundsätzen geleitet werden. Eine Konzession zum Ausschank von Getränken wird von den Behörden voraussichtlich bewilligt werden, weil allgemein bekannt ist, daß die Juden im Genuß geistiger Getränke sehr maßvoll sind. Sollte die Konzession verweigert werden, so wird man sich mit dem Verkauf von Limonade und Kaffee begnügen. Direktor Silvermann hofft auf einen guten Erfolg des geplanten Unternehmens und begründet diese Hoffnung mit der Erfahrung, daß er vor kurzem im Pavillon-Theater einige Nachmittagsvorstellungen eines Jargon-Dramas mit glänzendem Erfolg gegeben hat. Die drei Aufführungen waren von zusammen 6 500 Personen besucht und haben Einnahmen von je 80—100 L. St. gebracht.

Manchester, 20. Juni. (Eröffnung des jüdischen Krankenhauses.) Nachdem der lange und unerquickliche Streit innerhalb der hiesigen jüdischen Gemeinde um den Bau eines jüdischen Krankenhauses beziehungsweise den Anbau eines jüdischen Flügels an das städtische Krankenhaus zu gunsten der Errichtung eines eigenen jüdischen Hospitals entschieden worden, sind auch die vorherigen Gegner mit dieser Entscheidung vollständig einverstanden und sind nach Kräften bemüht, daß Zustandekommen des neuen Instituts zu fördern. Man will die Fertigstellung des Neubaus bis zur dritten Juliwoche zu ermöglichen suchen, weil König Eduard um diese Zeit die Stadt Liverpool zu besuchen beabsichtigt. Wird der Aufenthalt des Monarchen in der großen Nachbarschaft sich auf mehrere Tage ausdehnen können, so ist es sehr wahrscheinlich, daß der König unser neues Krankenhaus persönlich zu eröffnen bereit sein wird. Das Krankenhaus enthält in seinem Namen eine Ehrung der verstorbenen Königin; es heißt: Das jüdische Viktoria-Gedächtnis-Krankenhaus zu Manchester.

Toledo, 23. Juni. (Gefährdung.) Hier herrscht zurzeit große Beunruhigung, da das ehemalige Hospital von Santa Cruz, das 1494 bis 1514 von Enriquedo Egas erbaut wurde und bemerkenswerte Einzelheiten aufweist, mit dem Einsturz droht. Auch die Synagoge del Transito, der Cristo de la Luz und das epigraphische Museum gehen dem Untergang entgegen, wenn nichts zu ihrer Erhaltung geschieht. Diese Bauten sind vor Jahren vom Staat übernommen worden mit dem ausdrücklichen Versprechen, für ihre Erhaltung zu sorgen.

Personalnachrichten und kleine Mitteilungen. Das Rothschildkrankenhaus in Jerusalem ist kürzlich wieder eröffnet worden. Der neue ärztliche Direktor ist Dr. Michaelowitz; an der Spitze der Verwaltung steht Herr Benchimol.

Vakanzen. Inowrazlaw. Sch., Vorb. und B., 1700 M. Geh. und Nebeneink. Meld. an Vorst. — Kassel. Pred. für hohe Festt. und Hilfsvorb. Meld. an die Gemeindeältesten. — Wehlau (Ostpr.). Rel.-L., K. und Sch., 1000 M. Eink., circa 300 M. Nebeneink. Meld. an Vorst. Herrn J. Lehmann. — Duisburg. Rabbiner. Meld. an Vorst. — Wollstein. Gepr. Rel.-L., K., Sch. u. B., 1400 M. Geh., fr. W., 600—700 M. Nebeneink. Meld. an Vorst. — Krotoschin. Mus. geb. K., Sch., Rel.-L., 3000 M. Eink. Meld. an Vorst. — Culm. (Westpr.), Hilfsk. für hohe Festt., 150 M. Geh. Meld. an Vorst. — Eberstadt bei Darmstadt. Rel.-L., Vorb. und Sch., 800 M. Geh., 300—400 M. Nebeneink. Meld. an Vorst. Herrn Max Kahn. — Landau (Pfalz). Hilfsvorb. für hohe Festt. Meld. an Herrn Salomon Marx.

Feuilleton.

Ein Frauenleben.

Biographischer Roman von C. Berg.

(Fortsetzung.)

Vielleicht hatte ich Unrecht, dachte sie; wenn ich fügsamer, demütiger gewesen wäre, ständen mir meine Mutter, meine Schwester jetzt nicht fremd entgegen; nun muß ich ihre Liebe auf's Neue erwerben und komme zu ihnen auf Umwegen wie ein Eindringling. . . . Der elterliche Garten sah recht verwahrlost aus, schlecht gepflegt und verwildert, als hätte auch er unter der Verarmung seiner Besitzer zu leiden. Nun stand Postel am Haus. Jeder Ankömmling mußte das Kontor durchschreiten. Die Tür war angelehnt. Sie trat schnell ein. Das Zimmer war leer. Das war Postel lieb: um nichts in der Welt hätte sie dem Stiefvater zuerst begegnen mögen. Als nächster Raum schloß sich das Prunkzimmer, „die gute Stube", an. Diese dehnte sich beträchtlich mehr lang als breit; sie war das Einzige im Haus, das von dem Glanz früherer Herrlichkeit noch Zeugnis gab. Die seidenen Sessel und Stühle, die guten Bilder, das Klavier, die goldenen Spiegel, die Portieren, alles hatte noch Posthumas Vater gekauft; selbst die reizende Meißner-Jardiniere, ein Geschenk Emils für Babette, stand noch am alten Platz. Postel erinnerte sich deutlich, wie oft sie als Kind die feine Porzellanmalerei bewundert hatte, und sie ärgerte sich, daß der schöne Blumentisch jetzt abscheuliche Kunstpflanzen mit unmöglichen Blüten trug. Lili liebte natürliche Blumen nicht, deren Pflege ihr zu viel Mühe machte. Aber auch in der „guten Stube" war kein Mensch zu sehen. Postel fragte sich ungeduldig: „Schlafen sie denn alle? Bin ich hier in Dornröschens Schloß?" Nun hört sie aber doch Schritte — das schwere Auftreten von Männerstiefeln, ein schleppender, salopper Gang, daneben huscht es wie sehr schmale Mädchenfüße. Das ist Papa und Lili, denkt Posthuma, und verbirgt sich, um Herz für's erste auszuweichen, hinter einer Portiere in der Fensternische. Die Tür geht auf — herein treten Arm in Arm Robinsohn und Lili. Noch ahnt Postel nichts böses, denn Robinsohn, bleich und elend aussehend, geht wie einer, der gestützt werden muß. Er läßt sich, schwach aufstöhnend, in einen Sessel fallen. Postel will ihm entgegenstürzen und bleibt doch in der nächsten Sekunde wie gebannt in ihrem Versteck. . . . Was fällt Lili ein, ihre Arme um Jaques Hals zu legen? Dabei ruft sie einmal ums andere: „Liebster! Bester! Hast du dein Bräutchen auch wirklich lieb?" Und sie küßte ihn so rasend, daß es der Lauscherin das Blut vom Herzen treibt und ein widerliches Gefühl, schlimmer als Ekel, ihr den Hals verschnürt. „Ja", antwortet Robinsohn mit mattem Lächeln, „nun glaube es mir endlich, ich liebe dich."

So, Postel Stahl, nun weißt du's, daß du dein Glück verloren hast, und wer dich darum betrog.

Jetzt tat Lili einen gellenden Schrei — sie hatte im Spiegel die Portiere sich bewegen gesehen und die dahinter stehende Gestalt bemerkt. Im ersten Schrecken, durch das eigene, böse Gewissen beschwert, glaubte das abergläubische Mädchen wirklich einen Geist zu erblicken. Sie klammerte sich angstvoll an Robinsohns Arm und streckte die erhobene Rechte abwehrend der immer näher schreitenden furchtbaren Erscheinung entgegen. Denn wahrhaft furchtbar war Posthuma anzuschauen: das Antlitz leichenblaß, in den Augen und um den Mund einen unheilverkündenden Zug, den Blick eines Menschen, der bereit ist, seine Feinde zu töten. Robinsohn war aufgesprungen, brennende Schamröte im Antlitz, als er Postel erkannte, und so sehr er sich dagegen stemmte und wehrte, in seinem Innern sprach bei Posthumas Anblick eine untrügliche Stimme: Diese ist unschuldig, und du — du hast sie verraten!

„Geh hinaus!" herrschte sie Lili an.

„Sie bleibt!" erklärte Robinsohn heftig.

„Hinaus sag ich!" Das Kommando Postels sauste daher wie ein Peitschenhieb. Lili, die die Wutausbrüche ihrer Schwester noch von der Kinderzeit her in Erinnerung hatte, begriff, daß ein Zögern ihr das Leben kosten konnte; sie spürte schon die kleinen, kräftigen Hände der Rasenden an ihrem Hals: Posthuma hätte sie vor den Augen des vor Schreck gelähmten Mannes erbarmungslos erwürgt. Zitternd wie ein der Katze entronnener Vogel floh sie hinaus. Vom Nebenzimmer hörte man ihr lautes Weinen. Die Beiden, die einander haßerfüllt Auge in Auge gegenüberstanden, achteten dessen nicht.

Robinsohn fühlte, wie klein er vor diesem Mädchen wurde, das schaurig schön wie eine Medusa vor ihm stand. Sie muß schuldig sein, sie muß, schrie es in ihm, oder du selbst bist ein treuloser Schuft — und alle Kraft zusammenraffend begann er zuerst den Kampf:

„Wer gibt Ihnen das Recht, so mit meiner Braut zu verfahren?"

„Wer gibt dir das Recht, Lili deine Braut zu nennen?!" Es geschah das erstemal, daß sie ihn mit du ansprach. Wie er sie haßte, daß sie ihm das antat in dieser schrecklichen Stunde.

„Sie bedienen sich da einer Vertraulichkeit, auf die ich keinen Anspruch mehr erhebe", rief er schneidend, „denn, mein Fräulein, so hoch ich wohl ehedem Ihre Neigung geschätzt, mich gelüstet durchaus nicht, das zu nehmen, was ein noch so vornehmer Herr mir übrig ließ."

„Du versuchst, mich zu beschimpfen", gab Posthuma kalt zurück. „Sprich deutlicher, damit ich dich verstehe!"

„Ach, das gnädige Fräulein verstehen nicht — und mit einer Gebärde höchster Wut, die jedes furchtsamere Weib als Posthuma zu Tode erschreckt hätte, ihr näher tretend, fragte er brüsk: „Sie haben natürlich den Grafen Leuchtenburg nie gekannt?"

„Natürlich habe ich ihn gekannt. Noch haben Sie nicht das Recht, mein Herz zur Rechenschaft zu ziehen, aber ich will es Ihnen — nicht bekennen, berichten will ich es: Ich habe Alfred Leuchtenburg geliebt, ehe ich mich Ihnen verlobt habe, und der Graf liebte mich wieder", schloß sie bitter, „mehr als Sie."

„Das glaube ich gern, meine Gnädige, und die Folgen dieser Liebe zu verbergen, war sie dringend geboten, diese eilige und beinahe ein Jahr währende Reise nach Paris."

Posthuma sah ihn verständnislos an: Sie hatte an dem Ton eisiger Verachtung, mit dem Robinsohn zu ihr sprach, wohl gemerkt, daß er ihr da eine unerhörte Beleidigung zufüge, aber sie wußte durchaus nicht, wie sie seine Worte auffassen und sich deuten sollte.

„Mein Kompliment, mein Fräulein! Ich sehe, Sie sind eine ebenso gute Schauspielerin wie Sängerin, Sie mimen die gekränkte Unschuld tadellos. Leider muß ich diese Taubenmiene recht abgeschmackt finden" — seine Augen funkelten in die ihren um so haßerfüllter, je ruhiger und reiner ihr Blick ward. „Ich bin in der unglücklichen Lage, Ihnen schwarz auf weiß zu beweisen, daß selbst in diesem kleinstädtischen Winkel die Kunde von Ihrer Schande drang. Da — verteidigen Sie sich, wenn Sie können!" Er war niedrig genug, jenes anonyme Schmutzschreiben in ihre Hände zu legen. Im nächsten Augenblick hätte er sich gern dafür geohrfeigt. Robinsohn war bis zu dem unglücklichen Tag, da er sich von Herz verhetzen und — fangen ließ, immer ein Gentleman gewesen; er hatte nie einen Flecken auf der eigenen Ehre geduldet, aber er hatte auch die Ehre seiner Mitmenschen geachtet und geschont. Und ohne näher zu prüfen, einem unbekannten Wicht trauend, hatte er plötzlich den Ruf jenes Wesens zerstört, das selbst jetzt, wo er es zu hassen meinte, seine ganze Seele ausfüllte und ihn durch jene Würde und Schönheit mehr berückte als je. Was war Lili gegen Posthuma? Ein verdorbenes Kind, das ihm mit seiner liebeshungrigen Zärtlichkeit schon lästig war .... Auf welche Zeugen hin hatte er an den Treubruch Postels geglaubt? Ein Mensch, von dem er wußte, daß er Posthuma seit ihrer frühesten Jugend haßte und verfolgte, eine entlassene Zofe, die selbst ein gefallenes Weib war — hatten sie verdächtigt und er, ihr Bräutigam, hatte den Beiden urteillos wie ein unmündiges Kind Gehör geschenkt ... Wie kam das nur, sein Zorn war plötzlich verraucht ... Niemals hatte er früher von Postel Verstecktes, Lügenhaftes gesehen; er entsann sich, sie war bis zur Unhöflichkeit zu einer Lüge zu stolz ... Auch jetzt hatte sie die Bekanntschaft mit Leuchtenburg, ja sogar ihre einstige Liebe zu dem Grafen ehrlich eingeräumt. Und mit brennender Scham erfallten ihn all die bösen Worte, die er ihr eben entgegengeschleudert; er wagte nicht, sie anzusehen, während sie das unselige Blatt in ihren Händen hielt.

Posthuma hatte gelesen und reichte Robinsohn den Brief zurück. Sie schien ihm um einige Grade noch bleicher, noch weißer als vorher. Ohne ihn weiter im geringsten zu betrachten, sprach sie für sich hin, mit so verzweifelt wehem Ton, daß es Jaques das Herz durchschnitt: „Und diesen Mann habe ich geliebt!"

„Postel!" schrie er auf, „sage ein Wort, nur ein einziges „es ist nicht wahr", und alles ist vergessen!"

Langsam zog sie von der Rechten einen Reif und legte ihn vor Robinsohn auf den Tisch....

„Postel", schrie er auf, „so nicht! so nicht! Erbarm dich! Ich will gut machen, was ich gefehlt.... Besinne dich, Geliebte, geh nicht von mir, du mußt mir vergeben, ich liebe nur dich allein." Ihr Kleid hatte sie eng an sich gerafft, um jeder Berührung mit ihm auszuweichen, kalt und ruhig wandte sie sich zum Gehen. Sie stand schon in der Tür. Noch nach Jahren hörte er den festen, klingenden Ton ihrer Stimme: „Du weißt es, ich verzeihe nie!"

Im Vorraum schlich gebückt und schüchtern zu Postel eine zitternde Gestalt, zwei fieberheiße Hände faßten ihre Hand, Lili hob flehend das tränenüberströmte Gesicht zu ihr auf: „Schwester höre mich, ich trage nicht allein alle Schuld!" Da streichelte Postel den blonden Kopf: „Armes Kind, nein, dir zürne ich nicht mehr".

Das Herzsche Haus hatte einen sogenannten „Durchgang" nach der Landstraße. Da draußen an der eigentlichen Vorder-

front des Hauses war bei schönem Wetter der ständige Aufenthalt des Ehepaares. So auch heute: auf der grünen Bank an der Mauer saß Babette, eine Schüssel mit grünen Bohnen, an denen sie eifrig schnitzelte, im Schoß, neben ihr der Gatte, in der Lektüre des „Grüneberger Anzeigers" vertieft.

Mit einemmal legte die Frau das Messer bei Seite, hielt die Hand entgegen der scharf blendenden Augustsonne und schaute verwundert einer Gestalt nach, die schneller und schneller eilend bald in einer Krümmung der Straße hinter Büschen verschwunden war.

„Robert!"

„Was?" fragte er, unwirsch von seiner Zeitung aufblickend.

„Hast du gesehen, wer jetzt hier aus unserm Haus kam?"

„Wer wird es gewesen sein, die Mariann!"

„Nein, die Mariann nicht. Die hab ich auf die Wiese geschickt nach der Bleiche. Und dann geht sich auch nicht hier dreist durch's Vorderhaus. Die Magd hat einen schweren Tritt."

„Nun wer sonst? Lili ist mit ihrem Bräutigam im Garten."

Sie stutzte und scheute sich offenbar, weiter zu reden. „Ach Gott, ach Gott, wenn sie sich nur nicht begegnet sind!"

„Frau, was hast du nur?" Er sah über die Zeitung hinweg unwillig nach Babette, die in Fieberhast mit dem Messer an den Bohnen hantierte.

Dann sagte sie beharrlich: „Sie ist es doch gewesen. Es hat keine andere so einen Gang, so leicht und so fest".

„Wer denn? Zu sieben Geiern noch einmal!"

Eingeschüchtert rückte Babette etwas von ihm ab; und leise sprach sie und furchtsam: „Postel war's".

„Dacht ich's doch!" rief er, wütend die Zeitung zusammenballend. „Hast du ja nichts anderes zu denken als an die! Wo soll sie denn herkommen, deine Posthuma? Soll sie vom Himmel auf uns heruntergefallen? Meinst du, ich oder Lili würden Furcht vor ihr haben? Und Robinsohn ist froh, daß er zu rechter Zeit mit ihr zu Ende kam. Sie soll sich nur zeigen hier und Lilis Glück zu stören wagen!"

„Wenn sie wirklich hier gewesen wäre", murmelte Babette halblaut für sich, „und sie hätte ihre Mutter nicht einmal angesprochen . . . Solch ein Kind! Ein ganz' Jahr hab ich sie nicht gesehen!"

„Nun, so lauf ihr doch nach!" schrie Herz außer sich vor Zorn, und Babette verstummte . . .

Wenn Babette dem höhnischen Rat ihres Gatten gefolgt wäre, hätte sie keine hundert Schritt zu wagen brauchen und sie würde Posthuma eingeholt haben. Denn diese wurde auf einmal sehr müde, so elend müde und matt, daß sie sich auf den ersten, besten Meilenstein am Wege niederließ, um zu rasten. Die Mittagsonne lag brennend am Rain und auf der Straße, sie übergoß mit Gluthitze den Stein und das bleiche, fröstelnde Mädchen, das hier einsam sitzend, seinen Schmerz in sich begrub. Ja, Posthuma brauchte viel Wärme, da ein Frostschauer nach dem andern über ihren Nacken rann und sie zitternd die Zähne zusammenbiß: „Fertig werden will ich damit! Das muß vorbei sein, es muß!" Und dann schweiften ihre Gedanken zu dem Andern, dem sie ihre Liebe hatte verweigern müssen: „Ob Alfred jemals auch so Schimpfliches von mir geglaubt hätte? Nie! Nie!" antwortete ihr Herz stolz, „nie hätte Alfred auch nur durch den Schatten eines Verdachts mein Bild entweiht! Und diesen reinen, treuen Menschen habe ich von mir gestoßen! Warum? Aus Gottesfurcht! Und nun schickt Gott mir Schmach und Weh!"

Posthuma war eine rechte Rebellennatur. Noch mehr als mit den Menschen, die ihr all das Böse, was sie erfahren, zugefügt, grollte sie gegen den, der die großen Schmerzen sendet. Sich in Demut fügen, hielt sie für Heuchelei, und sie litt unmenschlich, weil ihr Glaube allzumenschlich war; sie verzweifelte an der Güte des ewigen Vaters, denn er hatte ja die Herzen der Ihren ihr entwendet; er, ohne dessen Willen kein Haar von Menschenhäuptern fällt, er hatte geduldet, daß ihr reiner Name geschändet wurde, daß Treubruch und Verrat an ihr geschah! . . . Zu tief war ihr Stolz gedemütigt; die Liebe zu Robinsohn war in ihr erstorben, wie eine wurmstichige Frucht vom Baum fällt, aber die Schande, die ihr der Treulose vor denen, die treu zu ihr hielten, angetan, die, meinte sie, würde sie niemals überwinden. Denn sie fühlte nicht nur den eigenen Schmerz; auch in die Seelen Emils und Röschens hinein empfand sie die tiefe Kränkung. Wie sollte sie ihnen, wie den anderen Freunden und Bekannten, die Anteil an ihrer Heirat genommen, erklären und bekennen, warum sie einen Tag vor ihrer Hochzeit bräutigamlos nach Haus kam? „Wenn ich stürbe, brauchte ich Keinem Rede zu stehen", dachte sie. „Aber dann würde ja Jaques glauben, der Gram um ihn habe mich getötet!" . . . Sie hatte ein kleines Messer in ihrer Tasche; wenn sie den Mut fände, sich damit in das Handgelenk zu schneiden. Sie fuhr zusammen: eine Biene hatte sich auf ihren Handrücken gesetzt und sie tüchtig gestochen, das schmerzte sehr; sie schickte sich an, die Hand zu verbinden, und dabei mußte sie beinahe über sich selbst lachen: es ist also nicht so leicht, sich die Pulsadern aufzuschneiden! Im nächsten Augenblick erfaßte sie wieder volle Verzweiflung: „Du kannst nichts tun gegen dich selbst, du bist feig und schwach und mußt alles wehrlos über dich ergehen lassen — Bosheit, Spott und Verachtung. Dein Leben ist verpfuscht und verfehlt, und Gott hat dich vergessen". Ihre Zähne schlugen aneinander, ihr ganzer Körper zitterte in der heißen Augustsonne geschüttelt von eisigem Frost. Was das Eisen nicht tötet, tötet das Feuer — und das Feuer des Fiebers verbrannte ihr schier Kopf und Herz. Nun, da die Krankheit wieder ihren Leib umkrallen wollte, nun grauste ihr vor dem Tod; sie wehrte sich mit dem Rest der Kräfte ihrer Jugend dagegen: „Nein, nicht sterben, hier nicht! Aber wie weiter leben, o Gott, ohne Liebe und Ehre?" Sie sprang auf und rannte fast bewußtlos die Chaussee herauf, aber sie kam nicht weit, kaum zwanzig Schritte unter einem Apfelbaum am Wege war eine kleine Moosbank; auf dieser brach sie zusammen. Da hörte sie einen Wagen heranrollen, eine Frau beugte sich über den Schlag und schrie: „Hier! Hier liegt sie! Posthuma!"

Postel erkannte Röschens Stimme, sie sah Emil aussteigen, sein gutes Gesicht umschattet von Sorge um sie, und hinter ihm Röschen, pustend vor Erregung und seufzend unter der herbeigeschleppten Deckenlast. Postel richtete sich mit Gewalt in die Höhe. „Sie sollen mich nicht schwach sehen, das täte ihnen zu weh."

„Haben wir dich endlich, du Durchgängerin, Abscheuliche!" begann Röschen und faßte während alles Scheltens besorgt Postels Hand. „Das muß man dir lassen, du bist eine Patientin, die einem nicht die mindeste Mühe macht!"

„Nicht doch, Tantchen, es geht mir ausgezeichnet."

„Kann mir's denken, ich seh's. Einsteigen auf der Stelle!"

„Postel", sprach Emil sanft, „es zwingt dich keiner, willst du mit uns zurückfahren, oder willst du noch ein weniges hier verweilen?"

„Ich kann noch nicht", murmelte Posthuma, „ein Weilchen noch! Laßt mir Zeit!"

„Schön", sagte die Doktorin, „ich lasse dir noch zehn

Minuten, dich zu erholen. Du wirst nichts dagegen haben, daß dein Onkel bei dir bleibt. Und wenn ich wiederkomme, denn ich will nicht gesund nach Haus fahren, ohne daß ich der Bande da unten meine Meinung gesagt habe — dann wirst du wohl wissen, wo du hingehörst. Verstanden?" Sie stieg ein und sah noch mit Befriedigung, wie Emil einen großen Shawl um ihren Liebling hüllte, dann nickte sie beiden zu, Urban ließ die Pferde traben; auch ihm war eine Last von Herzen gefallen, als er sein Fräulein wiedersah, und er freute sich im Stillen auf das Strafgericht, das die Doktorin über die Herzens halten würde.

Als Agnes an der Mühle abstieg, gönnte er ihr nicht mal einen Blick. „Ich will für Sie sorgen", sagte Frau Röschen freundlich, „wenden Sie sich an mich, wenn Sie etwas bedürfen sollten."

„Ich danke Ihnen, Frau Doktorin, für ihre Güte", erwiderte Agnes, „aber ich brauche nichts mehr." Sie sprach die Wahrheit, denn sie starb nach wenigen Tagen und mit ihr das Kind, dem sie kaum noch das Leben gegeben. . . .

Und das Unwetter ergoß sich fürchterlich über die Häupter der Schuldigen. Als Herz seine Schwägerin ankommen sah, die Lippen eingekniffen, unter den scharf gerunzelten Brauen die Augen funkelnd vor Grimm, versteckte er sich in die entfernteste Kammer seiner Wohnung, feige wie immer, hoffend, daß es Babetten gelingen werde, die aufgebrachte Frau aufzuhalten und zu beschwichtigen. Aber Babette war garnicht zur Stelle; die Doktorin riß einfach alle Türen auf und durchsuchte die Zimmer, bis sie das unglückselige Brautpaar im Salon entdeckte — Robinsohn, düster vor sich hinbrütend, noch an der nämlichen Stelle, da Postel ihn verlassen hatte, neben ihm, kauernd auf einem Tabouret, Lili, das Gesicht in den Händen vergraben, ganz in Tränen aufgelöst. Und nun konnte Herz bis in seinem abgelegenen Schlupfwirkel vernehmen, wie wenig säuberlich die Doktorin mit dem Justiz-Kommissarius umsprang: „bodenlose Beschränktheit, Dummheit, von Schlechtigkeit geschürt", das war noch das Gelindeste, was der Assessor zu hören bekam. Mit Lili verfuhr sie noch schlimmer. Die Abneigung, die Röschen von je gegen das Mädchen empfunden, legte ihr die bösesten Worte in den Mund; einmal über das andere schalt sie Lili ein grundverdorbenes, mannstolles, schlechtes Ding, so daß das Mädchen laut aufweinte, und Herz, dessen Vaterliebe doch noch größer war als die Feigheit, eilends in den Salon stürmte, um seiner bedrängten Tochter beizustehen.

„Was soll das heißen, Rosalie?! Du drängst dich in mein Haus und vollführst einen Lärm . . ." Aber zitternd vor dem Blick, den ihm die Doktorin zuwarf, wandte er sich hilfeflehend an Robinsohn. „Und das läßt du dir bieten, Jaques? Dir und deiner Braut? Ich begreif' dich nicht. . . ."

Er kam nicht weiter, die Doktorin trat ihn in den Weg, daß an ein Entrinnen nicht mehr zu denken war.

„Ah, bist du da, du schöner Mann, der du entlassene Dienstboten aufstöberst, um sie zu falschen Zeugnissen gegen ihre frühere Herrschaft aufzuhetzen?"

„Wie darfst du das behaupten!" fuhr Herz auf.

„Du bist Herr über noch viel feinere Kunststücke, du Schandbriefschreiber! Also in Handschuhen betreibst du dein sauberes Handwerk? Sieh mal, wie gescheit ausgedacht! Weißt du auch, daß man dich auf Grund dieses Beweisstücks" — sie hielt ihm derb ein Kuvert unter die Nase — „ins Zuchthaus bringen kann? Denn du bist dumm, du schlauer Robert, blitzdumm wie alle Hallunken sind; sonst hättest du nicht jenen famosen Brief in der Stube der Agnes geschrieben, blitzhageldumm, oder du hättest nicht eine Kuvertform benutzt, die der Papierfritze in Freystadt an keinen anderen Menschen als an dich bis jetzt verkauft hat!"

„Es werden garnicht anderswo auch solche Kuverts gemacht!" rief Herz unsicher. Ihm wurde schwül, als er die gefährliche Briefhülle in den Händen Frau Röschens wiedererkannte; die Stahls mußten sehr nachdrückliche Recherchen angestellt haben, den Urheber jenes anonymen Briefes zu ermitteln, und daß sie auf der richtigen Fährte waren, darüber gab sich Herz keiner Täuschung hin. „Ueberhaupt, was kann Agnes mir nachsagen? Die Person lügt ja, wie gedruckt!"

„Schweigen Sie!" schrie Robinsohn. „Vornehmlich auf das Zeugnis jenes Mädchens hin habe ich an Posthumas Schuld geglaubt."

Herz schlotterten die Kniee, wenn es jetzt Robinsohn einfiel, zu Posthuma zurückzukehren? Auch Lili mochte ähnliches argwöhnen, sie warf Jaques einen schmerzlichen Blick zu und verließ das Zimmer.

Herz nahm seinen letzten Mut zusammen. „Von der Briefschreiberei, die Ihr mir da in die Schuhe schieben wollt, weiß ich kein Sterbenswort, es ist alles erlogen. Glaubt Ihr, daß nicht andere Leute auch um Posthumas Liebschaft wüßten? Ich selbst habe sie mit einem Offizier gesehen; da war etwas dran!"

„Ja, aber nichts unrechtes", sprach die Doktorin fest, und Herz verächtlich den Rücken kehrend, wandte sie sich an Robinsohn: „Wie durften Sie annehmen, daß eine bekowete jüdische Frau wie ich, ein Ehrenmann wie Emil Ihnen als Gattin ein Mädchen anbieten würden, auf dessen Ehre ein Makel sei? Hätten Sie bei Emils Wirten in Paris, bei Paolo Broggi in der Rue Lepelletier, angefragt, so hätten Sie erfahren, was es mit dem Geheimnis um Postels Reise auf sich hatte."

„Paris ist groß", unterbrach sie Herz höhnisch, „und für Geld kann man viel Schweigen erkaufen."

(Fortsetzung folgt.)

Brief- und Fragekasten.

Herr K. ist seit dem 24. wieder in Berlin. Sie haben ihn vermißt? Wir auch. — Herrn Dr. A. B. in B. Ihr Wunsch soll erfüllt werden. Ich bin an infernalische Temperaturen so gewöhnt, daß mir das bischen glühende Kohlen auf meinem Haupt gar keine Behagensstörung verursacht. — Herrn H. in O. Es werden noch höher gestellte Personen fallen, und das recht bald, und an dem Ort, wo sie gewesen, wird man von ihnen nichts wissen. — Herrn Dr. H. in B. Versprechen macht Schulden; ich werde bald mahnen. — Herrn Dr. O. K. in B. Der Betreffende ist ein armseliger Narr, der sich einbildet, er habe eine Sache wissenschaftlich ergründet, wenn er ihr eine Formel angeheftet hat Von seinem Arzttum macht er keinen Gebrauch, was ihm zum Verdienst angerechnet werden muß. Dafür kurpfuscht er auf anderen Gebieten. — Herrn K. in B. Die Anforderungen, die an einen Leiter gestellt werden, sind zuweilen nicht unbedeutend. Der von Ihnen gewählte scheint nicht auf der Höhe zu sein. Vielleicht finden Sie bald einen besseren. Es soll mich freuen, davon zu hören. Besten Gruß. — Herrn L. N. in P. Ich vermisse Ihre Nachrichten. Schönen Gruß. — Ch. M. in L. Warum so schweigsam? Ihre Nachrichten wären mir erwünscht.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: M. A. Klausner, für den Inseratenteil: Arthur Scholem in Berlin.

Druck und Verlag von Arthur Scholem, Berlin C., Roßstraße 3.